

Der zweibändige autobiographische Erinnerungsroman *Ein Leben wie Dickmilch* ist ein bezeichnendes Bild über das Leben der Deutschen im Russland des 20. Jh. Zwillingsschwestern, kaum vier Jahre alt, werden zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges im Dorf Mariental am Fluss des Großen Karaman zusammen mit ihren Eltern und einigen Verwandten in einen Viehwaggon verfrachtet und in eine fremde unbekannte Gegend gebracht. Sie wissen noch nicht, was sie erwartet. Die freudlose Atmosphäre, diese düsteren, unzufriedenen und sogar bösen Gesichter, diese so bänglichen Stimmen und Blicke sowie auch der vollgepropte Güterzug, der unendlich lange an den Stationen hält, lässt sie aufmerken. Und die Unruhe der Erwachsenen überträgt sich auch auf die Kinder. Sie ahnen, dass gerade etwas ganz Schlimmes passiert. Erst im Laufe der Zeit gehen ihnen die Augen auf und sie erfahren alle Gräueltaten, die sie und ihre Eltern zu erleiden hatten. Vorausgegangen waren Revolution, Bürgerkrieg, Hungersnot an der Wolga; darauf folgten Krieg und Deportation, Zwangsarbeitslager (genannt: Trudarmee), die Flucht aus diesem Lager, unendliche Konflikte mit der Kommandantur, der Tod des Diktators. Der Lauf der Dinge wurde infolge durch die Neulanderschließung, den Widerhall aus Afghanistan und endlich durch die PERESTROIKA bestimmt – dies ist nur eine kurze Aufzählung aus der Fülle der Themen, die der Roman behandelt. Trotz der Beschreibung der sich im Lande entfaltenden gesellschaftspolitischen Ereignisse lässt die Autorin das Schicksal der Hauptheldin innerhalb dieser sozialen Verhältnisse nicht aus den Augen. Ein spannender Tatsachenbericht, der dem Leser in vielen Situationen das Herz zu brechen droht und der zugleich das Gefühl vermittelt, dass die Protagonisten aus allen Widrigkeiten immer wieder auch neuen Lebensmut schöpfen.



ISBN 978-3-939290-45-2



**Ein Leben wie
Dickmilch**



Antonina Schneider-Stremjakowa

**Antonina
Schneider-Stremjakowa**

Ein Leben wie Dickmilch

**viademica.verlag berlin
Berlin 2013**

Antonina Schneider-Stremjakowa

Ein Leben wie Dickmilch

Autobiographischer Erinnerungsroman

Erstes Buch



viademica.verlag berlin. Berlin 2014



ISBN 978-3-939290-45-2

IMPRESSUM 📖 Antonina Schneider-Stremjakowa: „*Ein Leben wie Dickmilch*“ I. Autobiographischer Erinnerungsroman. Erstes und Zweites Buch 📖 Erschienen unter ISBN 978-3-939290-45-2 im viademica.verlag berlin. Berlin 2014. 310 S. mit 39 Schwarzweißbildern (Archivfotos) zzgl. einer Abbildung im Colordruck (Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen 1928 / Grafik von Roman Plischke im Internet unter http://de.wikipedia.org/wiki/Wolgadeutsche_Republik – S. 10). 📖 **Druck und Weiterverarbeitung:** Pro Business digital printing Deutschland GmbH, Schwedenstraße Nr. 14, 13357 Berlin. 📖 **Buchhandelsverkaufspreis:** 19,80 EUR + 3,00 EUR Versandkosten 📖 Im Internet unter www.viademica.de
..... (timetext) by www.viademica.de

*Zum lichten Andenken an meine
umgekommenen Verwandten*

Antonina Schneider-Stremjakowa:

Ein Leben wie Dickmilch

Autobiographischer Erinnerungsroman

Originaltitel: ЖИЗНЬ – ЧТО ПРОСТОКВАША

Aus dem Russischen übersetzt
von Viktor Heinz

Alle Rechte vorbehalten

© by Antonina Schneider-Stremjakowa
ISBN 978-3-939290-45-2

INHALT

Vorwort	7
Von der Autorin	9
Prolog	11
Aus früher Kindheit	28
Über den Vater	30
Abtransport der Frauen	33
Oma Lisa	35
Opa Sander	39
Oma Sina	43
Linda	45
Auf dem Melonenfeld	47
Das Treffen	50
Mutters Erzählung	51
Solidarität	55
Sondrik	59
Erntefest	61
Fahrt zum Markt	64
Ein Handgemenge	67
Feiertage in der Kriegszeit	68
Neugewonnene Heimat	73
Beginn einer Arbeitsbiografie	75
Grundschule	77
Soldes Krankheit	82
Tag des Sieges	83
Geschichte der Oma Linda und ihrer Kinder	85
Mutters Heirat	92

Winter 1949	94
Gedächtnisfeier	99
Abtrünnigkeit	102
Der Verlust	104
Lichte Erinnerungen	108
Buzura	112
Arbeit auf der Baustelle	116
Achte Klasse	119
Im Banne des Strohausstoßers	123
Soldes Abfahrt	126
Schulabende	128
Anruf aus der Kommandantur	136
Tod des Führers	145
Papa Leos Ankunft	146
Herzensqualen	154
Der Kommandant	157
Neulanderschließung	162
Schulentlassungsfeier	166
Furore	171
Musikfachschule	174
Kindergarten	176
Kalinowka	180
Eine Begegnung nach Jahren	193
Der dornige Weg zu den Kenntnissen	197
Im Invalidenheim	202
Stepnoi Sowchos	229
Sowchose „Rodinski“	237
Wjatscheslawka	244
Seljonyj Lug	299

Vorwort

Der Erinnerungsroman „*Ein Leben wie Dickmilch*“, der aus einzelnen wahren Geschichten besteht, ist ein alarmierender und rührender Bericht über das Leben einer wolgadeutschen Familie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Das Buch beginnt mit der Geschichte des eigenen Geschlechts und den damit verbundenen Szenen aus der Zeit des Bürgerkrieges und der Hungersnot im Wolgagebiet. Danach gleitet die Einleitung reibungslos zu Bildern aus den Kindheits- und Jugendjahren der Autorin hinüber, deren Leben ständig mit Entbehrungen und schwerer Arbeit verknüpft war.

Die persönlichen Erlebnisse der Autorin sind unzertrennlich mit den Ereignissen im Lande verbunden. Repressalien, Bespitzelungen, Denunziationen, Krieg, Tag des Sieges, Tod des Diktators, Neulanderschließung und sogar Atombombentest – das sind alles Ereignisse aus dem realen Leben. Und die Verhaftung des völlig unschuldigen Großvaters und der Tod des Vaters in der Arbeitsarmee kommen auch nicht aus irgendwelcher virtueller Wirklichkeit.

Das Schicksal der Russlanddeutschen ist untrennbar verflochten mit dem der Russen, Ukrainer, verbannten Armenier, die gleichfalls in den Schraubstock des Systems gespannt waren. Jeder hat seinen Charakter. Manche Einheimische schlagen bei jeder Gelegenheit Alarm – „Deutsche!“. Aber diese erniedrigende Abstempelung lässt die Hauptheldin nicht erbittern: Sie hat gute Freunde sowohl unter den Ihrigen als auch unter den Hiesigen. Aber das Wichtigste ist, dass sie ihre eigene Meinung besitzt (in jenen Verhältnissen fast unvorstellbar!). Und sie ist eine Persönlichkeit, für die das menschliche Prinzip an erster Stelle steht.

Die Ereignisse und handelnden Personen sind plastisch dargestellt und mit treffenden Beobachtungen geschmückt. Aufmerken lässt zum Beispiel schon der Satz: „Da ist, Opa, ein Papier jekommen, stopp dir die Ohren zu und lies es!“ Solche Redewendungen, wie etwa „Sie stürzte sich in die dunkle Nacht“, „Filmstreifen der Erinnerung“, „elektrisiertes Klima“, „trärende Bächlein“, „der lachende Saal“, verleihen der Erzählung Anschaulichkeit und zeugen davon, dass die Autorin die Kultur und den Reichtum der russischen Sprache kennt und tief empfindet.

Gut gelungen ist auch die Komposition: Alle Kapitel, die als selbstständige Geschichten aufgefasst werden könnten, sind durch eine Kernfigur miteinander verbunden und zeigen das Werden der Hauptheldin. Man hat den Eindruck, als sehe man einen Spielfilm, wo man nicht nur hört, was gesprochen wird, sondern auch alle realen Bilder sieht, und die lyrischen Intermezzos sowie der dokumentarische Bericht ergänzen sich gegenseitig.

Der helle Ton der Beschreibung lässt trotz des schweren und grauen Alltags eine Hoffnung aufkeimen, daher liest sich das Buch mit Interesse und Neugierde: Was kommt nun weiter? Weiter kommt die Fortsetzung im Zweiten Buch. Und man möchte hoffen, dass sie nicht weniger spannende Momente enthält.

Ich glaube, wir haben in der Ur-Urenkelin von Anton Schneider (1798 – 1867), einem einst bekannten Publizisten und Aufklärer, der für die Erhaltung und Entwicklung der nationalen Kultur der Wolgadeutschen viel getan hat, eine würdige Nachfolgerin gefunden.

Alexander Meisner

Doktor der Wissenschaften, Publizist

Von der Autorin

In mir, einer einfachen Lehrerin der sowjetischen und postsowjetischen Schule, einer ethnischen Deutschen, die ich ferner Nachfahre jener Menschen bin, die unter Katharina II. aus verschiedenen deutschen Ländern, dem späteren Deutschland, nach Russland ausgewandert sind, haben sich so viele Erinnerungen angehäuft, dass ich an meinem Lebensabend einen Teil davon zu Papier bringen musste.

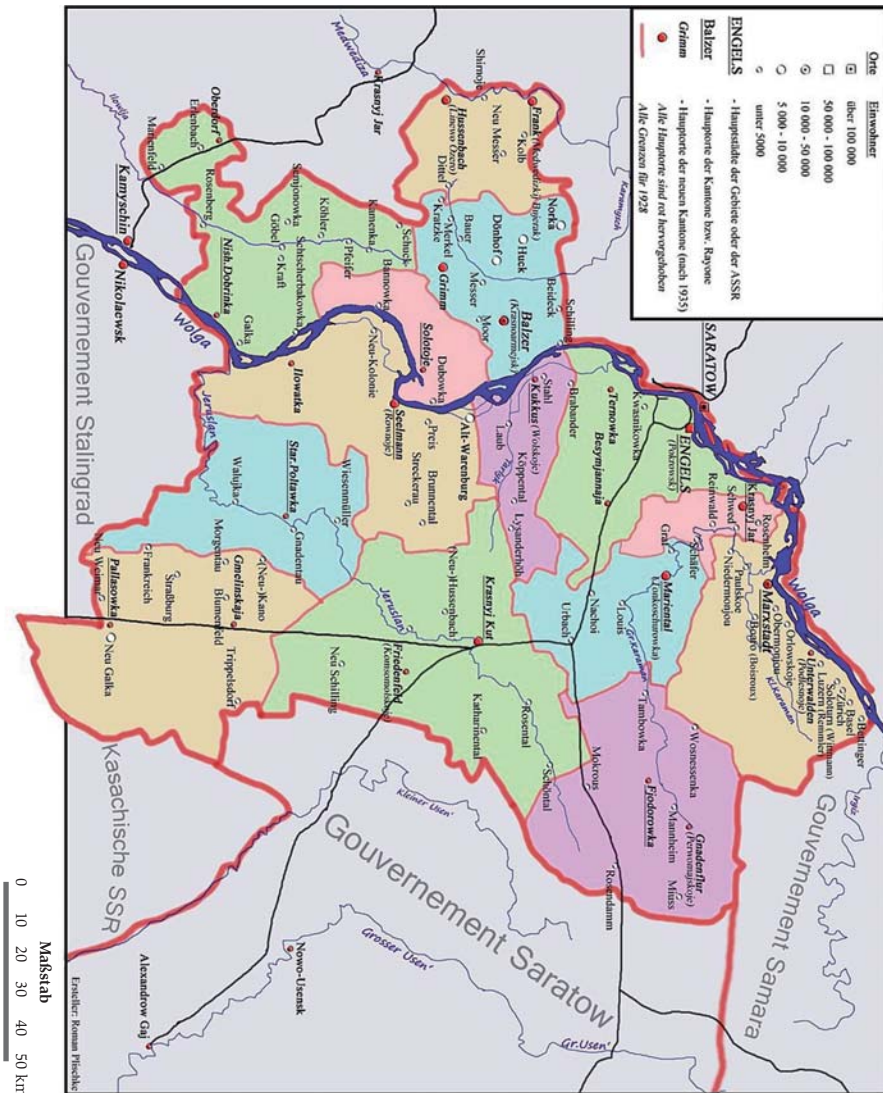
In diesen Erinnerungen spiegelt sich mein eigener Lebenslauf und teilweise auch der meiner Familie wider; sie verfolgen den Zeitgeist, die Lebensschicksale Russlands des 20. Jahrhunderts und die Schicksale der russlanddeutschen Sondersiedler. Meine Aufzeichnungen betreffen aber auch die Berichterstattung über ein in vieler Hinsicht typisches Familienleben.

An meinem Lebensabend stelle ich mir die Frage: „Wer bin ich? Russin oder Deutsche?“ – und finde keine Antwort darauf. In meinem Leben hat sich das typische Schicksal der Russlanddeutschen zugetragen, und mir sind beide Wege gleichermaßen wertvoll; ich habe weder gegen die eine noch die andere Nation etwas einzuwenden.

Nun hat es sich so ergeben, dass es mir nicht gelungen ist, die Reinheit der Volksgruppe zu bewahren: In den Adern meiner Kinder fließt sowohl deutsches als auch russisches Blut... Wer sind sie nun, meine Nachkommen? Sie haben den brennenden Wunsch, das Leben in Deutschland zu begreifen und zu meistern; es ist nun mal das Kernland in mütterlicher Linie, aber ich möchte gern, dass sie die Liebe zu Russland, zu ihren slawischen Wurzeln, nicht vergessen, damit sie die Einfachheit und Freigiebigkeit der Seele, die Neigung zu den melodischen Liedern und der ausdrucksreichen russischen Sprache bewahren.

Reinheit der Volksgruppe... Ist es nicht vernünftiger, vor allem das Gute, die Liebe, die Ehre, die Gerechtigkeit und viele andere hochmoralische Begriffe zu schätzen? Bilden denn nicht diese Begriffe das einfache menschliche Glück?

Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen (1928)



Nach der vollständigen Rehabilitierung der Russlanddeutschen 1964, die die Vorwürfe des Stalinschen Dekrets von 1941, mit dem nationalsozialistischen Deutschland kollaboriert zu haben, zurücknahm, wurde die Wolgadeutsche ASSR jedoch nicht wiedergegründet. Seit den 1980er Jahren drängten die Russlanddeutschen auf Wiederherstellung ihrer autonomen Republik. Die Bundesrepublik Deutschland befürwortete 1992 die Wiederansiedlung an der Wolga, die russische Regierung signalisierte zeitweilig Einverständnis. Das Projekt scheiterte jedoch am massiven Widerstand der ortsansässigen nichtdeutschen Bevölkerung. Unterdessen hatte seit 1987 die Ausreisebereitschaft der Russlanddeutschen massenhafte Ausmaße angenommen und konnte in Deutschland nur durch die Einführung einer Obergrenze von maximal 100 000 Menschen pro Jahr geregelt werden. Von 1990 bis 2000 kamen mehr als zwei Millionen Russlanddeutsche und ihre (teilweise nichtdeutschen) Angehörigen nach Deutschland, seit 1995 allerdings mit stark sinkender Tendenz.

[Zitat & Grafik aus: WIKIPEDIA unter http://de.wikipedia.org/wiki/Wolgadeutsche_Republik]

Prolog

Kurze Auskunft über meine Herkunft

Zwanzigstes Jahrhundert . . . Das Jahrhundert, das zwei Länder bestimmt haben, die meine ‚Heimaten‘ werden sollten: Deutschland, das Gebiet meiner historischen Herkunft, und Russland, das mich nach meiner Geburt und der hier verbrachten Lebenszeit für immer geprägt hat.

Das Manifest der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1763 hatte den Auswanderern eine Reihe von Privilegien zugesichert, und aus den deutschen Landen strömten viele von den langen Kriegen erschöpften Bürger in die weiten freien Staatsgebiete Russlands. Im Sommer 1765 entschloss sich auch Kaspar Schneider, ein Tagelöhner des Dorfes Willerwalden in der Nähe der schönen Stadt Metz (heute zu Frankreich gehörend), aus dem katholischen Lothringen mit seiner Familie auszuwandern. Dieser tapfere Mann guten Willens konnte aber die schwierige Reise nicht überstehen und starb unterwegs nach Russland, wobei er Sohn Lorenz, dessen Nachkomme ich bin, und Tochter Maria Katharina hinterließ.

Etwa ein halbes Jahrhundert später wurde der Enkel von Lorenz, Anton Schneider (1798–1867), zu einem im Wolgagebiet bekannten Aufklärer, Humanisten und Publizisten.

Der literarische Nachlass Anton Schneiders, der über das Entstehen und die weitere Entwicklung der deutschen Siedlungen berichtet, wird in der Engelser Filiale des Staatsarchivs des Gebietes Saratow aufbewahrt. Unschätzbar ist sein Beitrag zur Erhaltung und Verbreitung des katholischen Glaubens, der Kultur, Sitten und Bräuche des Volkes; die von ihm erarbeiteten landwirtschaftlichen Kalender halfen mehreren Generationen, die agrarwissenschaftlichen Aspekte jener Ortschaften zu meistern. A. Schneiders Arbeiten benutzten viele Geschichtsforscher des Wolgagebietes: G. Bauer, G. Beratz, J. Dietz, D. Schmidt u. a. m.

Die Umsiedlung meiner Vorfahren begann an der Donau und endete 1766 am linken Ufer des Großen Karaman, eines Nebenflusses des großen russischen Stromes Wolga. Den Blicken der Einwanderer erboten sich der wasserreiche Fluss, der wunderbare Blütenreichtum der Wiesen und wilden Wälder. Die Schönheit der jungfräulichen Landschaft flößte Hoffnung ein, die endlosen Weiten machten trunken. Die Umsiedler hegten die Hoff-

nung, dass dieses fruchtbare Land sie nicht nur heute ernähren, sondern auch den Grundstein für eine glückliche, reiche und vor allem freie Zukunft legen würde.

Um den ersten Winter überstehen zu können, wurden eilig Erdhütten ausgehoben, aber das Frühlingswasser überschwemmte sie. Halbhungrig und halbnackt suchten sie Rettung auf erhöhten Stellen. Die am Leben Gebliebenen verließen sich auf den Sommer, aber dieser brachte ein neues Unglück – Fieber.

Zwei Jahre später teilte man ihnen Holzhäuser zu in dem an der Cholera ausgestorbenen Dörfchen *Tonkoschurówka*, das man zu Ehren des ersten deutschen Vorstehers in *Pfannenstiel* umbenannte, aber im Ukas der Tutelkanzlei für Einwanderer hieß es, dass Benennungen, die mit Eigennamen verbunden sind, durch andere ersetzt werden müssten. So wurde die Kolonie in *Mariental* umbenannt, denn sie befand sich auf der Wiesen- seite, in einem Tal also. Diesen wohlklingenden Namen, den die Ohren der Einwohner so melodisch empfanden, trug das Dorf bis zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges (1941) – heute heißt die Siedlung *Sowjetskoje*.

Die Deutschen erhielten von der Kronkasse hundertfünfzig Rubel pro Familie und begannen mit der Erschließung des Neulandes. Aber die kaum auf die Beine gekommenen Siedlungen wurden stark bedrängt und stellenweise völlig vernichtet von den verheerenden Überfällen nomadisierender („kirgisischer“) Reiterbanden.

Raub, Gewalttaten, Zerstörungen, Gefangennahmen, Sklaverei... verschont blieb niemand: weder weinende Säuglinge, die man der Mutter ent- riss, mit den Hufen zertrampelte und mit Speeren durchstach, noch wild aufheulende Frauen und hilflose alte Männer. Mit Gepfeife und Gekreische verschleppten die Räuber Vieh und Vermögen sowie auch Menschen der eben erst entstandenen Kolonie.

Die Überfälle schienen kein Ende zu nehmen. Die Einwohner erfasste ein Grausen: Hat uns Gott verlassen?! Die Leute liefen auseinander, viele verschwanden spurlos.

Diese Raubüberfälle zu stoppen gelang nur mit Unterstützung der Re- gierung. In die Heimat zurückzuziehen war nicht erlaubt, und die am Le- ben gebliebenen Kolonisten setzten die Arbeit an der Nutzbarmachung der jungfräulichen Landstriche fort.

Sich um Sitten und Bräuche sowie um Religion und Kultur kümmernd, baute man Kirchen, Wohnhäuser und Schulen, man meisterte das fried- liche Zusammenleben mit Menschen anderer Nationalitäten: Russen, Ukrainern, Uralkosaken, Kalmüken und Kasachen.

Nun zog das Jahr 1782 auf, das sich in das Gedächtnis der Kolonisten noch tiefer eingraben sollte als die Überfälle der „Kirgisen“. Aus Angst vor einem neuen Pugatschow-Aufstand räumte die Regierung den Deutschen die gleichen Rechte ein wie den „gemeinen Cholopen“ (Leibeigenen) – den

rechtlosen Bauern. Der Ukas wäre machtbefugt gewesen, wenn es keine Leibeigenschaft gegeben hätte, und solange die „gemeinen“ Bauern mehr Land als die Kolonisten besaßen, waren die Deutschen nicht imstande, die Schulden ihrer Vorfahren zu tilgen.

Nimmt man ein Glied aus der Kette heraus, so wird sie kürzer, genauso verringerte sich auch die Zahl der Kolonien und der in ihnen an den körperlichen und moralischen Erniedrigungen Leidenden; es begann ein Massenexodus der Deutschen nach Kanada, Amerika, Brasilien. Schwer zu sagen, ob sie in Russland überhaupt noch geblieben wären, wenn 1797 durch den Ukas des Zaren Paul I. nicht wieder das „Saratower Kontor für Vormundschaft der Ausländer“ aufs Neue gegründet worden wäre.

Das nächste Jahrhundert ermöglichte es, die für die Umsiedlung verbrauchten Kronschulden zurückzuzahlen. Mariental erwuchs zum Kantonzentrum – ein schönes wohlhabendes Dorf.

Am 16. Juli 1868 wurde in der Familie von Johannes und Barbara (geb. Schönberger) Schneider ein Sohn geboren, dem man den sowohl für das deutsche als für das russische Ohr gewohnten Namen Peter, Pjotr Iwanowitsch gab.

In der Nähe wohnte die Familie Obholz. Am fünfundzwanzigsten Januar 1869 bekamen sie ein Mädchen, das sie zu Ehren der Zarin Katharina nannten.

Die von allen geachteten Schneiders lernten gern, auch Peter beendete die Schule. Die Ausbildung der Mädchen war mit ihrer Heirat traditionell verbunden – und auch Katharina war keine Ausnahme.

In den so genannten „Maistuben“, den abendlichen Zusammenkünften der Dorfjugend, wurden gewöhnlich einfache Spiele bevorzugt. Und Peter wählte dabei immer wieder Katharina zur Partnerin aus, hielt freiwillig seine Hand für erbarmungslose Riemenschläge hin; er erduldet den Schmerz, aber das Mädchen, das er auf dem Schoß hielt, gab er keinem anderen Mitspieler her.

Es war völlig klar, dass die jungen Leute verliebt waren, und im Jahre 1890 hatte man sie im Alter von zwanzig und zweiundzwanzig Jahren verheiratet. Auf Kosten der Eltern wurde ihnen ein Haus gebaut, das ihnen wie ein Palast vorkam. Glückselig verliebt und mit allem zufrieden, richteten sich Peter und Katharina für ein langes Leben ein.

Katharina war eine willfährige, schwärmerische, wortkarge und fleißige junge Frau. Peter war ein tatkräftiger, reger Mann. Beide passten gut zueinander, und sie hofften, für sich und ihre Nachkommen ein schönes und wohlhabendes Leben aufbauen zu können. Dann kamen die Kinder, Söhne und Töchter wechselten sich miteinander ab: Peter und Marta, Aloisius und Klara, Adolf (mein Vater) und Rosa.

Das stabile Glück der bei weitem nicht mehr jungen Familie wurde urplötzlich durch die durchgängige Kollektivierung des Landes unterbrochen.

Oma Sina

Zehn Jahre lang lebte Oma Sina in der Hoffnung eines Wiedersehens mit Opa. Lange stand sie vor dem Spiegel und versuchte, sich schön zu machen: rosenfarbige Wangen, hellblaue Augen, das prachtvolle dichte Haar, glatt gekämmt, lag ihr auf den Schultern, hinten ein runder Kamm. Sie nimmt den Kamm langsam heraus und zieht ihn über das Haar. Lächelnd löst sie die Schürze und bindet sie wieder so zu, damit eine Schleife entsteht. Diese Schleife über ihrem Po hat schon immer Blicke angezogen, und sofort fiel ihre schlanke zierliche Figur ins Auge. Immer sauber und adrett, begeisterte sie die Anwesenden auch durch ihren leichten und elastischen Gang.

„Na Oma, was machst du dich denn so schön? Es kann ja doch keiner sehen!“, lachten wir Kinder.

„Vielleicht kommt Altpapa zurück, und ich bin schmutzig und schlampig...“

Oma gab sich tagelang mit den Kindern von Tante Marie ab, jätete den Garten, versorgte den Haushalt. Manchmal brachte die Kinderfrau auch uns zu ihr und ging zur Arbeit in die Kolchose, um Arbeitseinheiten zu verdienen.

Das Haus war immer voller Kinder, und wir tobten wie alle herum – schrien, beschimpften uns gegenseitig, versöhnten und stritten wieder. Uns waren die Sorgen von Oma Sina piepegal, auch ihre Gesundheit kümmerte uns wenig. Aber sie wurde Tag für Tag immer schwächer – dieser weite Weg zu Opa Sander war sehr kraft- und zeitraubend. Der Sommer ging schon zur Neige. Aber es wurde nicht ausreichend Heu beschafft – wer sollte es auch tun? Mit Müh und Not ließen sich die Kartoffeln ausbuddeln – auch wir Kinder halfen mit.

Die Frauen hatten Angst vor dem Winter, dem rauen Winter von 1943! Februar. In der Scheune kein Strohhälmchen mehr.

„Wie soll man die Kuh retten? Womit sie füttern?“, hörten wir immer wieder Omas kummervolle Frage. „Sondrik gibt uns nicht mal Stroh, als ob keiner in der Kolchose arbeiten würde. Aber Marie arbeitet doch, und während der Ferien auch Lida zusammen mit ihr! Der Teufel soll ihn holen! Wann kommt nur Sander wieder zurück?“

Aber Sander war damals schon längst unter der Erde.

In der Nähe des Hauses stand ein leerstehender Ambar – ein Getreidespeicher –, der mit altem Stroh bedeckt war, und die zwei hilflosen, lebensmüden Frauen entschieden sich, vom Dach dieses Speichers Stroh herauszuzupfen, um auf diese Weise ihre Kuh zu retten, die in zwei Wochen kalben sollte. Wir mochten unsere Braune, nannten sie „Lena“, und wenn wir in die Scheune kamen, streichelten wir ihre Flanken und reinigten ihr haarendes Fell – für einen Spielball. Die Kuh sah uns traurig an, und wir ermunterten sie, als ob sie uns verstehen könnte:

„Noch ein bisschen Geduld, bald kommt der Sommer, und es gibt viel Gras. Wir möchten auch Milch trinken, aber wir müssen durchhalten!“

Milch haben wir keine bekommen. Bald hatte jemand bemerkt, dass vom Dach des Speichers langsam das Stroh verschwindet. Das Haus wurde überwacht, Oma Sina und Tante Marie wurden auf frischer Tat ertappt.

„Warum will Sondrik unseren Tod? Sogar Stroh gibt er uns nicht! Ich arbeite wie alle. Warum gibt er anderen und uns nicht?“ rechtfertigte sich Tante Marie im Kolchosvorstand.

Am nächsten Morgen erschien Sondrik mit einigen anderen Leuten auf unserem Hof. Tante Marie war schon weggegangen, Oma war mit den Kindern allein geblieben. Wie gewöhnlich blickte sie durch das zugefrorene Fenster auf den Hof.

„Ach!“, schluchzte sie kurz auf und schrie dann laut auf: „Die führen die Kuh weg!“

Sie warf sich den dunklen Schal über und preschte in leichter Hauskleidung zur Tür, alle außer dem dreijährigen Viktor liefen ihr ohne Verabredung hinterher.

Die Kuh wurde aus der Scheune geführt. Einer zog sie am Strick, ein anderer trieb sie mit einem Stecken an.

Mit Müh und Not nach Worten suchend, versuchte Oma Sondrik zurechtzuweisen:

„Kleine Kinder hungern – muss man Mitleid haben! Müssen Brei, Milch, Käse haben! Ich nach Rodino gehe – mich bei Staatsanwalt beklage!“

„Ich bin mir selbst ein Staatsanwalt!“, sagte er barsch, ohne sich umzudrehen.

„Los, los!“ trieb jemand die Kuh an.

Die leicht gekleideten Kinder liefen schreiend und weinend nebenher. Meine Schwester und ich versuchten ihre Flanken zu streicheln, der fünfjährige Sascha hielt sie am Schwanz, die neunjährige Lili lief nach vorn, streichelte ihr die Schnauze und stieß sie mit den Worten: „Lena, Lena!“ zurück zum Hause. Sie wurde weggestoßen und fiel in einem Kleidchen mit kurzen Ärmeln in den Schnee. Von hinten wurde zugeschlagen, und die Kuh stürmte voran. Sascha ließ den Schwanz los und stürzte auch in den Schnee.

So hat man uns die dickbäuchige „Lena“ aus der durchlöchernten Scheune weggenommen. Wir sahen ihr nach und weinten bitterlich. Oma schleppte sich, ohne auf uns zu achten, ins Haus, schmiss sich aufs Bett und klagte verzweifelt:

„O Gott! Wo-fü-ür nur! Hab doch Erbarmen, mein Herr! Sander! Wo bist du? Hilf doch, Sa-ander!“

Die Kinder sahen ihr zu, verkrochen sich in den Ecken und waren mucksmäuschenstill. Gegen Abend kam Tante Marie. Sie sah sich die fast in Ohnmacht liegende Oma und die hungrigen Kinder an und lief bestürzt im Zimmer umher. Aus den Filzstiefeln schüttete sie etwas Weizen heraus, den sie dort heimlich hineingestreut hatte, kochte ihn im Wasser und tat einen Löffel Schmalzbutter dazu. Man hätte glauben können, es gäbe nirgends in der Welt solch eine schmackhafte Grütze, solch einen aufgequollenen Weizen!

Von diesem Tag an wurde die immer frische, rotwangige Oma Sina schnell alt. Ihr Gesicht wurde fahl und grau, darin nisteten sich immer mehr Falten und Fältchen ein, die nicht mehr wegzukriegen waren.

Lida

Am Wochenende kam Lida aus der Schule in Rodnino nach Hause, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Tante Marie überredete sie, zum Staatsanwalt zu gehen und um Fürsprache beim Vorgesetzten zu bitten.

Die Kuh „Lena“ hatte in der Kolchosfarm gekalbt, gab viel fettreiche Milch, während wir am Hungertuche nagten. Das einzige, was noch geblieben war, war ein Viertel Butterschmalz im Krug.

„Geh doch mal zum Staatsanwalt, du kannst gut Russisch sprechen. Wie willst du weiterlernen, wenn man die Kuh nicht zurückgibt? Milchprodukte und Kartoffeln – das ist das Einzige, was du von zu Hause mitnehmen kannst!“

Staatsanwalt! Allein das Wort jagte ihr schon einen gewaltigen Schrecken ein. Und nun sollte sie noch einen Menschen bitten, den sie für den Schuldigen an der Festnahme ihres Vaters hielt? Die Furcht war groß, aber als es schon unerträglich wurde, musste sich Lida entschließen.

„Der Kolchosvorsitzende hat uns die Kuh weggenommen“, beklagte sie sich. „Sechs kleine Kinder haben nichts zu essen. Ohne Kuh kann auch ich nicht mehr weiterlernen. Helfen Sie bitte! Sollen sie sie zurückgeben!“

Er fragte sie lange nach Einzelheiten aus, die sie gar nicht kannte, las ihr lange die Leviten, trat dann endlich hinter dem Tisch hervor, strich ihr gönnerhaft übers Haar und sagte:

„Lernen muss man natürlich. Der Wunsch ist lobenswert! Geh nach Hause, die Kuh wird euch zurückgegeben!“

Wie hüpfen, schrien, lachten wir, wie schlugen wir Purzelbäume, als nach zwei langen Monaten dieselben Leute, die die Kuh weggeführt hatten, sie wieder zurückbrachten. Das Kalb blieb in der Kolchose, aber das betrückte uns schon nicht mehr. Am Abend tranken wir kuhwarme Milch, zu separieren begannen wir sie erst über den Tag. Aus der Magermilch wurde Milchsuppe, Kissel, Quark und Käse gemacht, der Rahm wurde gebuttert – wir waren wieder reich . . .

Lida war fünfzehn Jahre alt. Alle Schüler reichten Gesuche zum Eintritt in den Komsomol ein – und sie selbstverständlich auch.

„Du sollst nicht“, sagte eine Mitschülerin.

„Wieso nicht? – Was fällt dir ein?“

„Die Klassenlehrerin hat es gesagt – du darfst nicht.“

Lida setzt sich auf die Schulbank, versteckt die feuchten Augen, hört schlecht dem Lehrer zu, überlegt: „Warum soll ich schlechter sein? Warum?“ Und sie versteht: „Vater!“ Sie ist gekränkt. Aber sie fantasiert weiter: Die werden es doch einmal einsehen, sie werden es unbedingt einsehen, dass diese Festnahme absurd war . . .

Früher ging sie mit allen in einer fröhlichen Gesellschaft nach Hause. Jetzt aber flog sie nach dem letzten Glockenzeichen blitzschnell aus der Klasse und zog sich im Gehen ihr Mäntelchen an. Die Kränkung war nicht auszuhalten. Sie lief durch eine menschenleere Gasse und wollte niemand sehen und hören.

Es war schon spät, von dem vielen Weinen wurde ihr schlecht. Völlige Leere im Herzen. Wozu solch ein Leben? Sie trat ans Ufer heran: Soll sie sich in die Fluten stürzen? Aber im letzten Moment wurde ihr bewusst, dass das für Mutter eine schreckliche Tragödie sein wird, und sie schleppte sich langsam nach Hause. Die Haustür öffnete sie mit dem Hintern und trat mit tief gesenktem Kopf hinein. Oma hatte sofort alles gemerkt:

„Was ist passiert?“

Lida hatte Angst, wieder aufheulen zu müssen, und schwieg . . . Mutter sah mit Unruhe in ihre geröteten Augen und sagte:

„Erzähle!“

„Ich werde nicht in den Komsomol aufgenommen . . .“, und brach in ein solches bitteres Weinen aus, dass alle sich unwohl fühlten.

„Na und? Lohnt es sich darüber aufzuregen. Dummköpfe sind das! Wen wollen sie denn noch aufnehmen, wenn nicht dich?“

Lida hatte immer gute Noten, war Aktivistin, war in der Laienkunst sehr erfolgreich. Man nahm ihr den Mantel ab, nötigte sie, etwas zu essen, und brachte sie zu Bett. Sie schlief ein, aber Oma Sina wälzte sich hin und her und konnte nicht schlafen, sie weinte auch . . .

Auf dem Melonenfeld

Die Kinderfrau Lisa beschloss, auf eigene Faust zu handeln. Ohne sich mit jemandem beraten zu haben, schickte sie unserer Mutter einen Brief in die „Arbeitsarmee“, in dem sie über die Festnahme des Großvaters berichtete, über die Willkür von Sondrik, der kein Futter hergab und ihnen die Kuh wegnahm, und auch über Lidas Leiden. Sodass es zu einem Ereignis kam, das kaum vorauszusehen war.

Im Sommer war die Kinderfrau als Wächterin auf einem Melonenfeld tätig. Wir Fünfjährigen wohnten mit ihr zusammen in einer Hütte und halfen ihr, das Feld zu jäten, ohne zu wissen, dass sie den Brigadier und den Vorsitzenden Sondrik überredet hatte, ihr nicht eine, sondern zwei Arbeitseinheiten anzurechnen.

„Aan Trudoden fir mei Arweit un aan fir die Waisekinner, die mr helfe werre.“

Uns gefiel dieses unbekümmerte Leben und wir halfen, so gut es ging – die alte Frau verlangte nicht allzu viel von uns. Aber eines Tages kam zu uns mit seinem Korbwagen der Vorsitzende Sondrik in eigener Person.

Er sah sich die hohen Meldestauden an, runzelte die buschigen Brauen und seufzte schwer auf:

„Schlechte Arbeit, überall Unkraut!“

Ich fasste mit beiden Händen eine Staude an, konnte sie aber nicht herausreißen. Sondrik spuckte aus, zog sie mit einer Hand aus dem Boden und schmiss sie zur Seite. Solde und ich waren begeistert: Das gibt’s doch nicht! Solch ein Recke! Die Kinderfrau hastete liebedienerisch hin und her, zeigte ihm die großen Zucker- und Wassermelonen und prahlte:

„Guck doch mol, wie schee die sin! Mr passe doch gut uf! Wenn de willst, kannste aane prowiere!“

Er pflanzte sich in der Hütte lässig auf das frische Gras, das wir unlängst gerupft und auf den Boden gestreut hatten, zog die Beine mit den neuen chromledernen Stiefeln unter sich und sagte herrschaftlich:

„Na los, Alte, schneid mal eine an!“

Solange er aß, holte die Kinderfrau noch zwei Wassermelonen und verstaute sie in seinem Korbwagen – für die Familienangehörigen.

Die Literaturabende, die man Puschkin, Gogol, Turgenew, Tolstoi und Tschechow widmete, waren selbstverständlich segenspendende Themen. Man hatte nur Bedenken (übrigens völlig unberechtigte), ob die Abende über die genauen Wissenschaften, wie Chemie, Mathematik oder Physik, auch so spannend verlaufen würden.

Wir hatten dabei nicht nur einen ästhetischen Genuss bekommen, sondern erhöhten auch spielend unser allgemeinbildendes Niveau, erfuhren viel Neues, was in den Lehrbüchern nicht zu finden war. Im neuen Licht erschienen uns das Leben von Lomonossow, Sofja Kowalewskaja und des Ehepaars Curie. Nach dem künstlerischen Teil wurde gewöhnlich getanz nach der Klaviermusik von Klemens Bartholomäjewitsch Rohr.

Anruf aus der Kommandantur

Ein Samstagabend im Januar des Jahres 1953. Die Unterrichtsstunden der ersten Schicht waren zu Ende. An der Ausgangstür des Klassenraumes hielt mich unsere Kassenleiterin Erika Geogijewna zurück.

„Aus dem NKWD wurde angerufen, du sollst dich dort melden.“

„Wozu?“

„Was soll das, weißt du das nicht?“

„Nein, und was muss ich wissen? Was habe ich angestellt?“

„Weißt du denn wirklich nicht, weswegen?“

„Natürlich weiß ich das nicht!“

„Und deine Eltern haben dir nichts gesagt?“

„Erika Geogijewna, ich bin schon mehr als einen Monat nicht zu Hause gewesen und habe meine Eltern lange nicht gesehen, warum jagen Sie mir Angst ein?“

Sie lächelte: „Dachte ich gar nicht, dass du es nicht weißt.“ Sie sah mir in die verwunderten Augen und umarmte mich. „Wahrscheinlich schonen deine Eltern dich . . .“

„Vor was?“

„Hab keine Angst. Du bist eine Deutsche, und alle Deutschen, die ihr sechzehntes Lebensjahr erreicht haben, haben sich am fünften Tag jedes Monats bei der Kommandantur einzustellen, um sich registrieren und umregistrieren zu lassen.“

„Ach so-o-o!“, stieß ich gefühlsvoll aus. „Ich geh nirgendwohin: Ich bin keine Verbrecherin, und außerdem bin ich noch keine sechzehn!“

„Es kann Ärger geben.“

„Das werden wir mal sehen!“, stieß ich drohend streng hervor und ging, ohne mich zu verabschieden, zum Ausgang, womit ich demonstrativ unterstrich, dass das Gespräch zu Ende war.

„Tonja, ich bitte dich!“

„Nein!“, knurrte ich, mich halbumdrehend, ärgerlich und schritt weiter, als ob die Lehrerin selbst daran schuld wäre.

Eine ganze Woche verging in Erwartung – keiner meldete sich. Am nächsten Samstag holte uns wieder das Schlittengespann ab. Die drei langen Schafpelze wurden in die Schule gebracht, damit sie warm wurden. Da mein Quartier in unmittelbarer Nähe der Schule lag, kehrte der Fuhrmann bei meiner Wirtin ein, um Tee zu trinken und sich zu erwärmen.

Eine Stunde später glitt der Schlitten über den festgestampften Schnee in Richtung Stepnoi Sowchos. Es herrsche Frost von etwa 30 Grad. In den mehrmals gesohnten Filzstiefeln fror ich an den Füßen.

„Lasst uns doch bei Tante Marie einkehren, um uns etwas zu wärmen“, bat ich den Fuhrmann. „Wir sind doch unterwegs nach Kutschuk!“

„Zu unserer Ankunft will Maschas Mutter eine Banja – ein Schwitzbad – zurechtmachen, wir müssen zur rechten Zeit ankommen, und Morgen nach dem Mittagessen wieder zurück.“

„Aber doch nicht für lange! Eine halbe Stunde vielleicht.“

„Bald wird’s dunkel. Wer friert – Pelze runter, und hinter dem Schlitten herlaufen!“

In den langen Pelzmänteln traten Mascha und ich in den Schnee, erwärmten uns sehr schnell und ließen uns wieder in den Schlitten fallen. Wir schmiegt uns aneinander und merkten gar nicht, wie wir eingedöst waren. Als wir die Augen aufschlugen, sahen wir in der Ferne einzelne Lichter blinken. Als ich in die kleine Küche trat, fielen mir die Kleinen um den Hals – sie hatten mich ja schon einen ganzen Monat vermisst. Mama und Altmama umarmten mich, Papa Leo stand dienstefrig zur Seite und wartete ab, bis er an die Reihe kam. Wir aßen zu Abend, und Mama und ich gingen in die versprochene Banja – denn wir hatten keine eigene.

„Warum ich dir nichts gesagt habe?“, sagte Mama nachdenklich in den Dampf des Schwitzbades hinein, nachdem ich ihr über das Gespräch mit Erika Georgijewna erzählt hatte. „Ich dachte nur, es wäre noch zu früh, aber hingehen musst du sowieso!“

„Aber warum bestellt man einen zu sich, wenn die Zeit noch nicht da ist?“

„Woher soll ich das wissen? In den Sommerferien gibt’s keinen Unterricht, vielleicht deswegen?“

„Immer noch ein halbes Jahr! Ich geh nicht hin!“

„Mach keinen Ärger!“

„Wenn ich auch hingeh, dann nur, um ihnen zu sagen, dass ich nie wieder kommen werde.“ – „Diesmal geh aber hin!“

Die neue Unterrichtswoche begann in angestrengter Erwartung. Am Samstag hielt mich die mädchenhafte Erika Georgijewna nach den Stunden wieder zurück.

„Ich muss mit dir reden, lass uns ins Lehrerzimmer gehen.“

„Ins Lehrerzimmer?“

„Dort ist niemand, und es wird lange keiner hinzukommen. Jetzt hat die zweite Schicht angefangen.“

„Wir setzten uns gegenüber an einen Tisch, und ich bemerkte ihre geröteten Augen. Sie schwieg, aber ich spürte, dass sie dem Weinen nahe war. ‚Sie weiß also nicht, wie sie anfangen soll‘, stellte ich erbarmungslos fest, als sie in Verwirrung geraten war. Die kleine, schwächliche und bedauernswerte Klassenleiterin begann mit leiser Stimme:

„Ich komme eben aus dem Dienstzimmer des Schulleiters...“

„Aber er ist doch ein guter Mensch!“

„Ja, er ist gut, aber man hat ihn deinetwegen aus der Kommandantur angerufen. Roman Wassiljewitsch hat gesagt, wenn du dort nicht erscheinst, wird er mich entlassen. Und wenn er es nicht tut, wird er selbst entlassen. Denk mal darüber nach, du wirst nicht nur mich hineinziehen.“

„Aber das ist doch ungerecht!“

„Aber was kann ich dafür? Hab doch ein bisschen Mitleid mit mir, Tonja! Ich gehe doch auch dorthin!“

„Sie? Wozu?“, fragte ich dumm.

„Was heißt – ‚Wozu‘? Ich bin doch auch Deutsche!“

„Sie sind Deutsche?“

„Und du hast es nicht gewusst?“

„Nein, keiner hat darüber gesprochen.“ Ich sah sie voller Mitleid an.

„Gut, Erika Georgijewna, ich geh morgen hin und sage aber, dass die Sie in Ruhe lassen sollen.“

„Ich verlasse mich auf dich. Danke!“

An diesem Samstag fuhr der Schlitten ohne mich weg. Äußerst verärgert lief ich nach den Stunden zu meinem Quartier, warf den Ranzen auf einen Stuhl und eilte, ohne zu Mittag gegessen zu haben, zur Kommandantur. Ich lief den langen Korridor entlang und öffnete, ohne anzuklopfen, ein Dienstzimmer. Hinter einem Tisch saß ein mit dem Gesicht zur Tür gewandter korpulenter Mann in Militäruniform.

„Sind Sie der Kommandant?“, fragte ich barsch und herausfordernd an der Türschwelle.

„Was sind das für Manieren? Wer bist du eigentlich?“, fragte er mit herrischer Stimme.

Ich platzte frech heraus:

„Wer ich bin? Schneider, Tonja, Schülerin der 9 C!“

Er erhob sich, ging um den Tisch herum, trat zu mir, musterte mich verächtlich und befahl mit herrischer Ruhe: „Mach die Tür zu!“

Ich rührte mich nicht vom Fleck. „Hast noch Eierschalen hinter den Ohren – und solche Hochnäsigkeit!“ Er ging um mich herum und schloss langsam die Tür. „Verstehst du denn nicht, dass man dich für solche Sachen vor Gericht ziehen muss?!“

„Ach, wie schrecklich! Bitte schön! Wofür aber?“, ließ ich nicht locker.

„Das werden wir schon hinkriegen . . .“

„Ich bin nur deswegen gekommen, um Ihnen zu sagen: Laden Sie mich nicht mehr vor – ich komme nie wieder! Und lassen Sie den Schulleiter und meine Klassenleiterin in Ruhe – ich lasse mich nicht unterkriegen!“

„Die werden wir aus der Schule rausschmeißen!“

„Und ich geh dann selbst weg!“

„Klappe halten!“, brüllte er, und in mir versagte etwas, aber ich setzte trotzdem noch einen drauf:

„Sie sollten schweigen! Warum muss ich jeden Monat hierherkommen? Für welches Verschulden? Ich bin keine Verbrecherin! Wenn meine Eltern etwas falsch getan haben, sollen sie das selbst verantworten! Aber ich hab sie danach gefragt – sie sind unschuldig! Und ich glaube ihnen! Warum und wofür muss dann ich mich unterzeichnen? Ich komme nicht me-ehr! Machen Sie, was Sie wollen! Sie können mich erschießen!“

„Das sagst du nur“, sprach er schon in abgekühltem Ton, „weil du noch nie einen Tod gesehen, keine Folterungen und Qualen erlebt hast! Wir haben schon andere kirre gemacht, die dann gejammert und gebeten haben, sie am Leben zu lassen! Keiner will sterben! Du hast überhaupt noch nichts gesehen und weißt nichts, aber wenn man dir die Pistole auf die Brust setzt, wirst du ganz anders reden!“

„Was für einen Unsinn redet er denn“, dachte ich. „Gefoltert und gequält hatte man die Menschen im Zarenrussland, in der Sowjetunion aber werden sogar die Verbrecher human behandelt! Das hat man uns schon in der ersten Klasse beigebracht! Ich muss ihm zeigen, dass ich keine Angst habe, dass ich immer noch stark bin.“

„Ich werde nicht anders reden! Führen Sie mich in den Hof hinaus oder in den Vorgarten! Ich hab keine Angst – schießen Sie! Vielleicht will ich auch gar nicht leben! Solch eine Erniedrigung, solch eine Schande brauch ich nicht! Was soll ich meinen Klassenkameraden sagen? Wenn ich hierherkomme, würde ich mich also zu einer Schuld bekennen. Das stimmt nicht! Ich bin un-schul-dig! Verstehen Sie das?!“, schrie ich aus vollem Halse.

Plötzlich wurde mir übel, meine Beine wurden weich, die Gedankenklarheit verschwand . . . Ich schwankte . . . Mein Mund war trocken. Da ich Angst hatte, in Ohnmacht zu fallen, lehnte ich mich an die Wand und hielt mich an der Türklinke fest. In der Ecke stand ein Stuhl auf drei Beinen. Nicht mal einen richtigen Stuhl können sie hinstellen. Die Verbrecher müssen wahrscheinlich stehen.

Der Kommandant fuchtelte mit den Händen und schrie, aber ich hörte nicht hin, ich musste meinen Willen zusammenraffen, um nicht hinzufallen. Plötzlich blieb er vor mir stehen, sah mich von der Seite schief an und verstummte.

„Du wirst überhaupt nicht gefoltert, du wirst nur gerügt, und bist jetzt schon bleich geworden!“, erreichte mich endlich seine Stimme. „Gib lieber nicht an und unterschreibe! Und spiel dich nicht als Heldin auf!“

Das Schwindelgefühl lässt allmählich nach, ich fühle mich etwas besser, aber zu schreien habe ich keine Kräfte mehr.

„Wenn ich unterschreibe“, sage ich leise, „würde ich mich zu einer Schuld bekennen. Nein, ich unterschreibe nicht. Und schüchtern Sie mich nicht mit Foltern ein. Und lästern Sie nicht. In den sowjetischen Gefängnissen gibt’s keine Folter! In unserem Land werden die Menschen human behandelt!“

Er stutzte plötzlich, über sein Gesicht huschte ein Schatten – offenbar wurde ihm klar, dass er zu viel gesagt hatte.

„Natürlich gibt’s keine Folter. Ich wollte... dir nur Angst einjagen.“ Und sprach plötzlich ganz friedfertig.

„Da du schon gekommen bist, unterschreibe doch. Diese Listen muss ich der übergeordneten Instanz vorlegen. Was macht’s dir schon aus?“

Der ruhige Ton seiner Rede wirkte stärker als sein Geschrei. Und mich überkam solch ein Kränkungsgefühl, dass sich meiner Brust ein richtiger Weinkampf entrang. Ich wendete mich ab und vergrub mein Gesicht in beide Hände.

„Na siehste, jetzt weinst du auch schon... Unterschreib für den Januar, und am fünften Februar kommste wieder.“

„Ich unterschreibe nicht! Niemals... Auf keinen Fall... Ich habe nichts verbrochen!“ weinte ich weiter.

„Aber wer sagt denn, dass du etwas verbrochen hättest? Natürlich bist du unschuldig, aber es gehört sich so... So ist das Gesetz.“

Ich hätte gern mein Weinen gestoppt, aber es gelang mir nicht. Der Kopf wollte mir explodieren. Wieder ein Anfall von Übelkeit und Schwäche... Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten.

„Gut“, sagte ich mit schwacher Stimme, „aber das ist meine erste und letzte Unterschrift. Weiter brauchen Sie sich gar nicht mehr zu bemühen – ich komme nicht mehr. Und mir ist’s piepegal, wer dabei zu leiden hat: der Schulleiter, die Lehrer, die Eltern, ich selbst oder Sie...“

Ohne mich zu verabschieden, eilte ich mit tränenfeuchten Augen nach draußen, ohne zu wissen, wohin ich wollte. Da kam mir unerwartet Kolja Galuschko aus der 10 A, meine heimliche Liebe, in die Quere. Er war verwundert: „Was ist mit dir?“ Ich ließ mich in kein Gespräch ein und eilte mit verborgenem Gesicht weiter.

In solchem Zustand wollte ich bei meiner Hauswirtin nicht erscheinen. Aus meinen Wimpern die kleinen Träneneisklumpchen herauszupfend, ging ich langsam neben der Allee der Zentralstraße her, weiter weg von zufälligen Bekannten.

Es dämmerte schon. Verfroren und ermüdet, benötigte ich Mitgefühl. Ich stöberte in meinem Gedächtnis herum und fand einen einzigen Menschen, bei dem ich mich ausweinen konnte. Es war die Deutschlehrerin Amalia Petrowna Borgens, eine hübsche Frau mit üppigem dunkelblondem Haar, die alleinstehend drei Töchter großzog – eine schöner als die andere. Meine Kopfschmerzen wollten nicht nachlassen. Zu den Borgens' war es weit, und so ging ich doch in mein Quartier. Die Wirtin und ihre Mutter waren gerade mit dem Weißen der Küche zu Ende. Der Platz, wo mein Bett stand, war schon sauber.

„Wo bleibst du denn so lange aus?“ wollte die Wirtin wissen.

„In der Schule“, sagte ich müde.

„Ist was passiert?“

Ich schüttelte verneinend den Kopf, zog den Mantel aus, nahm den Schal ab und legte mich mit dem Gesicht zur Wand. Aber die Decke konnte mein Zittern nicht verbergen.

„Wer hat dich beleidigt?“, fragte die Wirtin, die Decke zurückschlagend. Ich schwieg.

„Sag es, dann wird's leichter.“ – „Kann ich ni-icht!“, stöhnte ich.

„Mama, hol mal Baldriantropfen.“

Die Mixtur trank ich aus, konnte mich aber lange nicht beruhigen. Um den Stress abzubauen, hätte ich mich ausreden müssen, aber zu erzählen, dass man mich für nichts und wieder nichts gekränkt hatte, war schändlich und erniedrigend. Und auch die Hauswirtin, die Leiterin der Propagandaabteilung des Rayonparteikomitees, hätte es kaum verstanden. Und ich beschloss, meinen Kummer dem wichtigsten Menschen des Landes zu beichten, und war mir sicher, dass er helfen würde. Trotz der Kopfschmerzen stand ich auf und goss mit halbkindlicher Handschrift alle meine Gedanken, die sich im Kopf drängten, auf Papier: „Lieber Josef Wissarionowitsch! Sie kennen mich nicht, ich bin fünfzehneinhalb Jahre alt, ich bin Schülerin der Klasse 9C der Mittelschule in Rodino, Tonja Schneider, Deutsche von Nationalität. Eben erst bin ich von der Kommandantur, wohin man mich bestellt hatte, zurückgekommen . . .“

Fünf dichte Seiten habe ich zusammengeschrieben, und heute wäre ich sehr dankbar, wenn jemand diesen Brief in den Archiven des NKWD finden würde.

Die Wirtin kam mehrere Male hinzu und sah mir über die Schulter, denn sie wollte doch so sehr wissen, worüber ich schrieb. Mit meinem

krausen Haarschopf und den Schultern versperre ich ihr, so gut es ging, die Sicht, aber sie hat wohl doch etwas mitgekriegt, denn sie ging weg und tuschelte mit ihrer Mutter.

„Tonja, willst du essen?“ – „Nein.“

„Und was schreibst du da?“ – „Hausaufgaben.“

Über die Naivität des Briefes, der bis vier Uhr morgens verfasst wurde, habe ich nicht nachgedacht. Darin stand etwas über die Dekabristen, über Raditschschew, darüber, dass die Kinder für die Fehlritte ihrer Eltern nicht zu haften haben und auch umgekehrt. Anschließend wandte ich mich an den lieben Josef Wissarionowitsch mit der Bitte, die Frage zu überdenken, warum nach sieben langen Jahren nach dem Kriegsende die deutschen Kinder immer noch die Kommandantur besuchen müssen. „Das ist erniedrigend und ungerecht! Wir wollen lernen, um die Kenntnisse später für das Wohl der Heimat einzusetzen.“

Am Sonntagmorgen ging ich zu Amalia Petrowna, die am gegenüberliegenden Rande des Dorfes wohnte, um mich mit ihr zu beraten. Ich sah mich immer wieder um: „Vielleicht werde ich beschattet?“

„Oh, wer da gekommen ist! Welcher Wind hat dich denn hergeweht?“ wunderte sie sich, als sie die Tür öffnete.

„Entschuldigen Sie, es musste sein . . .“

„Ist was geschehen?“ – „Ich brauche Ihren Rat, unter vier Augen.“

Sie schickte die Kinder in die gute Stube, und wir blieben im Vorraum zu zweit.

„Amalia Petrowna, ich habe Stalin einen Brief geschrieben . . .“

Sie zog die Augenbrauen hoch.

„Ich hätte mich gern mit Ihnen beraten . . . soll ich ihn wegschicken oder nicht?“

„Vertraust du mir so sehr?“ – „Ja.“

„Vielleicht erzählst du mir, was geschehen ist?“

„Lesen Sie ihn doch mal, dann werden Sie es verstehen.“ – „Na gut.“

Beim Lesen lächelte sie, nickte zustimmend, blätterte manchmal zurück und las einige Stellen noch einmal. Dann legte sie die Blätter beiseite und sagte: „Na so was! Habe ich von dir gar nicht erwartet . . .“

„Was? So blöd? Lächerlich?“

„Nein doch, nicht das meine ich – ich habe immer gedacht, du wärst noch klein und dumm, und sieh mal an, was du fertiggebracht hast! Also hast du schon ein erwachsenes, ernsthaft denkendes Köpfchen!“

Ich atmete erleichtert auf.

„Ein sehr guter Brief! Du hast nur über dich, über deine Gedanken und Gefühle geschrieben. Etwas naiv, aber das ist gut so! Man spürt darin die Kinderseele! Du hast keinen von den Erwachsenen erwähnt, sogar den Kommandanten nicht . . . Hättest du anders geschrieben, wäre das wie ein Verrat vorgekommen. Aber hier ist das ganz und gar nicht der Fall!“

„Soll ich ihn also wegschicken oder nicht?“ – „Un-be-dingt! Wir Erwachsene dürfen das nicht. Aber ihr Kinder könnt das tun, euch wird Vieles verziehen. Sollen sie es wissen!“

„Danke, Amalia Petrowna, ich kenne nur die Adresse nicht.“

„Schreib einfach: Moskau, Kreml, an Genossen Stalin.“

„Wird er hinkommen?“

„Ich denke schon. Besser wär's – mit einer Benachrichtigung, aber man wird ihn dann nicht wegschicken. Aber – wer weiß?“

„Was ist denn das – ‚Benachrichtigung‘?“

„Es ist so 'ne Postkarte, auf der sich der Adressat unterschreibt, wenn er den Brief empfangen hat. Natürlich wird Stalin selbst nicht unterzeichnen, sondern jemand aus der Kanzlei. Weißt du was, lass ihn lieber einschreiben!“

Beflügelt verließ ich das Haus von Amalia Petrowna und fühlte mich fast ganz beruhigt. Ich ging zur Post, bestellte einen Benachrichtigungszettel und schickte einen Einschreibbrief weg. Die Postbeamtin mit dem dunklen Schal sah mir verdächtig nach.

Den Benachrichtigungszettel bekam ich schon am zweiten Tag. Darauf stand ein Kritzel, und ich suchte in der Pause Amalia Petrowna auf. Sie sah nur flüchtig drauf, schaute sich erschrocken nach allen Seiten um und sagte schnell:

„Nimm ihn weg, versteck ihn tiefer in den Ärmel! Tu so, als ob wir über Schulsachen sprechen würden. Im Lehrerzimmer wurde darüber schon gemunkelt... über einen Brief wurde gesprochen... Ich hab es gleich verstanden. Sei vorsichtig. Der Zettel ist natürlich nie in Moskau gewesen, der Brief wurde abgefangen. Ich habe aus dem Gespräch einige Worte herausgehört ‚So was kann sie doch nicht allein geschrieben haben!‘ Alle waren durcheinander. Sei nicht beleidigt, Tonja, aber vorläufig komm nicht mehr zu uns. Auf Wiedersehen!“

Amalia Petrowna, ein Liebling der Schüler, immer lebensfroh und lustig, war jetzt zutiefst besorgt! Das beeindruckte mich... Ich habe damals Vieles nicht verstanden, von Ideologie keinen blassen Schimmer, und wunderte mich immer, wenn Mama uns nie erlaubt hatte, die für Vater bestimmten Lebensmittel in zufällig zu uns gelangte Zeitungen einzuwickeln. Und wenn wir, fast elfjährigen Mädchen, wissen wollten, warum man das nicht durfte, sagte sie kurz:

„Wir bestellen keine Zeitungen.“

„Na und? Wie haben auch keine Lumpen.“

„Etwas werden wir schon finden.“

Erst als ich erwachsen war, begriff ich, dass Mutter uns, ohne etwas zu erklären, schweigend behütete: Stalins Bildnis zierte jede Seite der Zeitung. Zuweilen gab es darauf auch zwei Stalin-Porträts – eins oben in der linken und eins unten in der rechten Ecke.

Da ich immer noch hoffte, eine Antwort von Genossen Stalin zu erhalten, der sich in allem auskannte und vielleicht auch die Ungerechtigkeit, die die menschliche Würde erniedrigte, liquidieren würde, wartete ich jeden Tag ungeduldig auf den Briefträger.

Irgendwann bemerkte mich Amalia Petrowna auf der Außentreppe und sprach mich an:

„Was gibt's Neues, Tonja?“ – „Nichts, ich warte.“

„Ich hab mich jetzt beruhigt.“

„Ich glaub, ich hab Sie doch nicht reingelegt . . .“

„Nein, nein, natürlich nicht . . . Ich hab nur Angst gehabt, dass man dich aufgespürt hat. Aber mein Schreck war umsonst. Es sind noch einige Briefe aufgetaucht. Also haben auch andere noch geschrieben.“

„Wirklich? Und wer?“

„Das weiß ich nicht. Kann man auch nicht erfahren, wer geschrieben hat und worüber geschrieben wurde. Die russischen Lehrer tuscheln miteinander, manchmal höre ich ein paar Brocken. Aber ich werde sie doch nicht ausfragen.“

„Klar doch . . .“

„Entschuldige, ich bin spät dran. Alles Gute! Wiedersehen!“

„Wer? Wer? Wer?“, überlegte ich fieberhaft und ließ alle bekannten Namen durch den Kopf gehen, konnte jedoch keinen finden. Die Kinder hatten ihre Nationalität nicht zur Schau getragen, und sie nach den Namen zu erraten, reichten mir die Kenntnisse nicht aus. Aber der Gedanke, dass nicht ich allein den Kreml angeschrieben hatte, erfreute mich, also gab es trotz aller Uneinigkeit doch noch Gleichgesinnte!

Am fünften Februar stellte ich mich in der Kommandantur nicht ein, wofür ich Zuhause einen Rüffel bekam. Keiner hatte mich vorgeladen – ich jubelte! Schweigend . . .

Tod des Führers

Am fünften März 1953 erwachte ich mit Kopfschmerzen, aber mein Beschluss, nicht zur Kommandantur zu gehen, blieb felsenfest. Und plötzlich erschallte im Lautsprecher die ergreifende Stimme des Rundfunksprechers Lewitan. „... Unser Land ist von einem unersetzlichen Unglück heimgesucht worden – unser Führer und Lehrer, unser heißgeliebter Genosse, Josef Wissarionowitsch Stalin, ist verstorben.“

Oma und ich sind wie vom Blitz getroffen. Haben wir uns vielleicht verhöhrt? Wir sehen einander an. Warten. Die Mitteilung wird wiederholt. Die Neuigkeit kommt uns wie eine Falschmeldung vor: Stalin ist doch ein überirdischer, ewiger Mensch! Er kann doch nicht gestorben sein: Ohne ihn ist das Leben sinnlos! Was soll denn jetzt mit dem Land geschehen? Ein Wirrwarr? Wird alles zusammenbrechen? Oma weinte: „Solch ein Unglück!“

Und da erinnerte ich mich, wie ich vor kurzem von Erika Georgijewna beauftragt wurde, in einer Klassenstunde den Bericht von Genossen Stalin auf dem XIX. Parteitag vorzulesen und zu kommentieren. Anwesend war auch ein Vertreter vom Rayonparteikomitee – den Hintergrund dieses Auftrags habe ich damals natürlich nicht gekannt. Als ich die am Ende mit kursiver Schrift hervorgehobenen Worte ‚Lange anhaltender Applaus, der in Ovationen übergeht. Alle stehen auf‘ verlas, erhob sich plötzlich die ganze Klasse und klatschte. Ich konnte mir kaum das Lachen verkneifen, ich war erstaunt – es sah so aus, als ob sie mir Beifall klatschten:

„Du hast es sehr gut gemacht, Tonja, hast mich nicht bloßgestellt und den Auftrag würdig erfüllt“, lobte mich nach der Stunde leise Erika Georgijewna.

Mir war damals gar nicht in den Sinn gekommen, dass man nicht mich, sondern vielmehr die Klassenleiterin prüfen wollte. Jetzt aber zuckte es wie ein Blitz durch mein Gehirn.

„Wie soll’s denn jetzt weitergehen?“, frage ich die weinende Oma.

„Weiß ich nicht, kann es mir gar nicht vorstellen“, erwidert sie durch Tränen.

Die Nachricht hat uns beide sehr aufgeregt, obwohl ich im Vergleich zu ihr nicht weine. ‚Aber warum kann ich nicht weinen? Man wird mich doch dafür beschuldigen! Die werden denken, ich freue mich. Tränen! Wo sind meine Tränen? Verräter!‘, schimpfe ich meine Augen, schlüpfte dann in mein Mäntelchen und laufe davon.

Der Schulsaal ist proppevoll. Keiner schämt sich seiner Tränen: weder die Kinder, noch die Eltern und Lehrer. Da mir klar ist, dass die trockenen Augen mir einen schlechten Dienst erweisen werden und das Ausbleiben von Tränen hier widernatürlich ist, laufe ich mit gesenktem Kopf, damit das Gesicht nicht zu sehen ist, mal auf das kalte Klo auf den Hof oder auf den engen Flur.

Der Schulleiter meldet, dass der Unterricht ausfällt und dass im Klub ein Meeting stattfindet.

Durch meinen Kopf bohrt sich ein Gedanke: „In der Kommandantur braucht man mich heute nicht, die haben andere Sorgen. Wenn der März vorbei ist, ist im April alles vergessen . . .“

Nun verstehe ich endlich, warum ich nicht weinen kann. Alles hat sich glücklich gefügt, trotz der allgemeinen Trauer. Nach dem Meeting fragt mich meine Nachbarin unterwegs mit vom Weinen roten Augen verwundert:

„Wieso weinst du nicht?“

„Hab mich am Morgen ausgeweint“, sage ich so traurig wie möglich.

„Kann man dir aber gar nicht ansehen.“

„Du hast ein weißes Gesicht, das wird sofort rot, aber meins ist dunkler, und man merkt die Röte nicht gleich“, fand ich einen Ausweg.

Da ich von Genossen Stalin keine Antwort mehr erwarten konnte, schrieb ich einen zweiten Brief – an Georgij Maximiljanowitsch Malenkow, den vorher keiner gekannt hatte, der aber jetzt Parteichef war. Darin stand dieselbe Bitte: über die Ungerechtigkeit in Bezug auf die deutsche Bevölkerung in Russland nachzudenken.

Die Zeit verging . . . Ich wurde nirgendwohin vorgeladen. Briefe gab es auch keine.

Papa Leos Ankunft

Der April war zu jener Zeit im Altaigebiet wegen der verschlammten Wege der schlimmste Monat: Der Schnee taute, und das Frühjahrshochwasser füllte die hinter Stepnoi Kutschuk liegenden großen und kleinen Bodensenken und machten den Weg völlig unpassierbar. Mit einem Schlitten konnte man schon nicht mehr fahren, und mit einem Wagen war es noch zu früh, und einige Waghalsige riskierten es manchmal, durch die Teiche zu waten, indem sie Kleider und Fressbeutel hoch über dem Kopf hielten.

Zwei bis drei Wochen waren die Dörfer von dieser Seite vom Rayonzentrum abgeschnitten. Man musste abwarten, bis das Eis im Flüsschen Kutschuk barst. Danach kamen die Bächlein in Bewegung, die Flut ging

Antonina Schneider-Stremjakowa

Ein Leben wie Dickmilch

Autobiographischer Erinnerungsroman

Zweites Buch



viademica.verlag berlin. Berlin 2013



ISBN 978-3-939290-45-2

IMPRESSUM 📖 Antonina Schneider-Stremjakowa: „*Ein Leben wie Dickmilch*“ II. Autobiographischer Erinnerungsroman. Erstes und Zweites Buch 📖 Erschienen unter ISBN 978-3-939290-45-2 im viademica.verlag berlin. Berlin 2014. 332 S. mit 35 Schwarzweißbildern (Archivfotos) zzgl. einer Abbildung im Colordruck (Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen 1928 / Grafik von Roman Plischke im Internet unter http://de.wikipedia.org/wiki/Wolgadeutsche_Republik – S. 314). 📖 **Druck und Weiterverarbeitung:** Pro Business digital printing Deutschland GmbH, Schwedenstraße Nr. 14, 13357 Berlin. 📖 **Buchhandelsverkaufspreis:** 19,80 EUR + 3,00 EUR Versandkosten 📖 Im Internet unter www.viademica.de
..... (timetext) by www.viademica.de

*Zum lichten Andenken an meine
umgekommenen Verwandten*

Antonina Schneider-Stremjakowa:

Ein Leben wie Dickmilch

Autobiographischer Erinnerungsroman

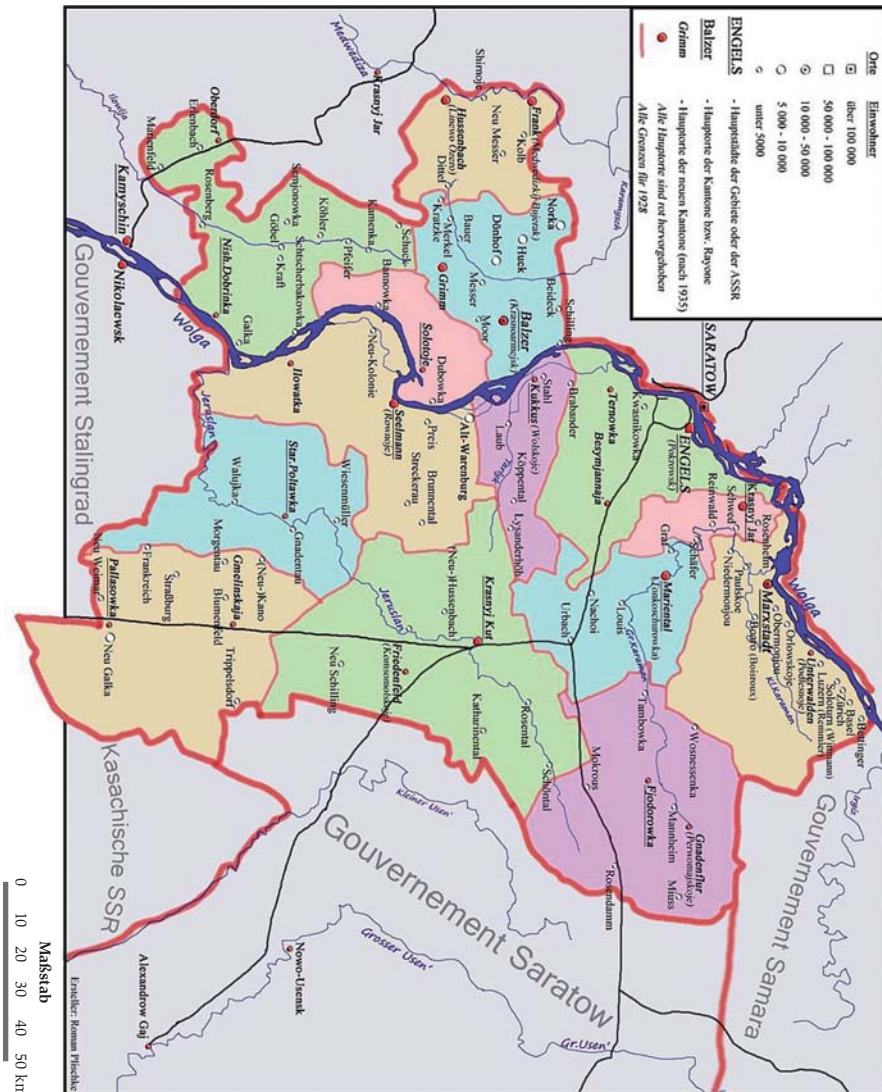
Originaltitel: ЖИЗНЬ – ЧТО ПРОСТОКВАША

Aus dem Russischen übersetzt
von Viktor Heinz

Alle Rechte vorbehalten

© by Antonina Schneider-Stremjakowa
ISBN 978-3-939290-45-2

Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen (1928)



Nach der vollständigen Rehabilitierung der Russlanddeutschen 1964, die die Vorwürfe des Stalinschen Dekrets von 1941, mit dem nationalsozialistisches Deutschland kollaboriert zu haben, zurücknahm, wurde die Wolgadeutsche ASSR jedoch nicht wiedergegründet. Seit den 1980er Jahren drängten die Russlanddeutschen auf Wiederherstellung ihrer autonomen Republik. Die Bundesrepublik Deutschland befürwortete 1992 die Wiederansiedlung an der Wolga, die russische Regierung signalisierte zeitweilig Einverständnis. Das Projekt scheiterte jedoch am massiven Widerstand der ortsansässigen nichtdeutschen Bevölkerung. Unterdessen hatte seit 1987 die Ausreisebereitschaft der Russlanddeutschen massenhafte Ausmaße angenommen und konnte in Deutschland nur durch die Einführung einer Obergrenze von maximal 100 000 Menschen pro Jahr geregelt werden. Von 1990 bis 2000 kamen mehr als zwei Millionen Russlanddeutsche und ihre (teilweise nichtdeutschen) Angehörigen nach Deutschland, seit 1995 allerdings mit stark sinkender Tendenz.

[Zitat & Grafik aus: WIKIPEDIA unter http://de.wikipedia.org/wiki/Wolgadeutsche_Republik]

INHALT

Vorwort	317
Von der Autorin	319
Barackenstadtteil	321
Tante Anja	323
Georg	327
Schule 49	332
Erkrankung	338
Geschichte einer Liebe	340
Zu sich kommen	355
Valentin	362
Der Sympathische	366
Bedenken	370
Der Heiratsantrag	374
Sorgen, Sorgen	377
Die Hochzeit	379
Bei Tante Dusja	381
Bei meinen Eltern	384
Inmitten der Taiga	388
Alles zum ersten Mal	399
Eine unerwartete Begegnung	404
Niederkunft und Schwangerschaftsurlaub	408
Das „Unglück“ des Schulleiters	413
Im Dorf	415
Eine unverständliche Empörung	421
Nach dem Schwangerschaftsurlaub	423
Aus dem Leben der Häftlinge	425
Ein Tsunami des Körpers und der Seele	432
Gespräch mit der Mutter	442
Umzug von Valentins Eltern	447
Juri	450
Prosa des Lebens	455
Umzug meiner Eltern	461
Ein Retter aus dem Lazarett	462
Gedankenspiele über Männer	465
Überraschungen	468

Alonuschkas Erkrankung	475
Gewitterwolken ballen sich zusammen	481
Das Leben geht weiter	495
Das Heranwachsen der Kinder	500
Eine Tagesreise in die Vergangenheit	504
Das Ergebnis einer unbezahlten Arbeit	510
Der Geburtstag	515
Eine Reise, ins Ausland	521
Bestraft mit Arbeit im Pionierlager	524
Elvira	527
Ein Widerhall aus Afghanistan	529
Der Weg zur neuen Wohnung	532
Im Kurort	537
Stress	540
Nur Überleben	546
Neue Bekanntschaft	549
Reise in die Heimat	554
Juri, Brauerei und Allas Reaktion	557
Bürokratie, Armee und ein vertrauliches Gespräch	560
Maria Kusina	564
Viktor, Juras Kurzurlaub	567
Auseinandersetzung mit der Macht	570
Ehrenamtliche Arbeit	572
Allas Kummer und Herzeleid	579
Alkoholfreie Hochzeit	581
Allas Krankheit und Vera	588
Schwere Zeiten	590
Allas Hochzeit	593
Kampf um den Einweisungsschein	596
Mit der Hoffnung auf eine Zukunft	598
Auftakt zur höchsten Klasse	606
Probleme mit Allas Familie	611
Operation	616
Zwischenfall im Garten	619
Juris Unglück	621
Anleiheschein kein Mythos	623
Wohnprobleme	624
Katjas Erzählung	626
Goldene Hochzeit	628
Ein Gespräch mit Alla und Eltern	630
Probleme mit Katja	634
Reisevorbereitungen	638
Epilog	642

Vorwort

*Die stummen Kinder stummer Väter,
geboren in einem sibirischen Zelt,
verstehen es am besten zu schweigen
und zu leben in der ganzen Welt.*

LYDIA ROSIN

Der zweite Band ist die Fortsetzung der Geschichte einer wolgadeutschen Familie, der Nachfahren von Kaspar Schneider, der 1765 Deutschland verlassen und sich auf den schweren Weg nach Russland gewagt hatte.

Der Titel des Buches hat einen ausgesprochen sozialen Hintergrund und geht auf den treffenden Ausdruck des Urgroßvaters Johann, des ältesten Vertreters des riesigen Hermann-Familien-Clans, zurück:

„Das Leben ist wie Dickmilch“, pflegte er zu sagen, „es enthält mehr Saures als Süßes . . .“

Der Verfasserin zufolge wiederholte man diesen Sinnspruch in der Familie immer wieder – jeder auf seine Art. Beim Lesen des Buches kann man sich überzeugen, dass es dazu die unterschiedlichsten Anlässe gab.

Der erste Band enthält eine kurze Geschichte des Geschlechts und die damit verbundenen Episoden aus der Vordeportationszeit: Hungersnot an der Wolga und Bilder aus dem Bürgerkrieg. Darauf folgen Kindheit, Backfischalter und Jugendzeit der Verfasserin. Die Entwicklung und der Werdegang der Hauptheldin sowie ihr eigenes Schicksal sind aufs Engste verflochten mit dem Schicksal des Landes: Aussiedlung, Krieg, Repressalien, Tag des Sieges, Tod des Diktators, Neulanderschließung – und sogar die Atomwaffentests in Semipalatinsk und anderes mehr.

Der zweite Band umfasst eine Zeitspanne von vierzig Jahren und zieht sich bis in das neue Jahrtausend (2003) hinein. In diesen Zeitabschnitt fallen die Stagnationsjahre, Krieg in Afghanistan und Perestroika. Abgeschlossen wird auch die Geschichte ihrer Eltern, die im neuen, aber ihnen fremden Russland geblieben sind.

Die im zweiten Band dargestellten Ereignisse stimmen mit dem realen Leben im Lande des Jahres 1962 chronologisch überein, als laut Verfasserin „die Repressalien und Beschattungen weitgehend zurücktraten“ und anstatt einer despotischen und starken Persönlichkeit der Hammer der Kommunistischen Partei zuschlug, die zu dieser Zeit an Kraft und Autorität gewann“. Und trotz der sich im Lande entfaltenden gesellschaftlich-politischen Ereignisse lässt die Autorin das Schicksal der Hauptheldin in diesen sozialen Verhältnissen nicht aus den Augen.

Die Hauptheldin ist ein Alter Ego von Antonina Schneider-Stremjakowa. Unabhängig und selbstbewusst baut sie ihr Leben auf. Sie zeichnet sich durch Beharrlichkeit, Fleiß und tiefe Sittlichkeit aus. Offenbar hat sie diese Eigenschaften von der Mutter geerbt, die damals aus dem Arbeitslager ausbrach, um ihre Zwillingstöchter vor dem Untergang zu retten – im Roman wird parallel auch das Schicksal der Zwillingsschwester Isolde verfolgt.

Aber auch solch ein selbstbewusstes Mädchen wie Antonina möchte lieben und geliebt werden, Zärtlichkeit und Fürsorge spüren, denn für ein wirkliches Glück braucht sie einen liebenden Mann und Kinder. Doch die Umstände erlaubten ihr nicht, ihr Schicksal mit demjenigen zu verbinden, den sie wirklich hätte lieben wollen . . .

Für ein Mädchen, das von klein auf das Brandmal einer Deutschen trug, war es nicht leicht, einen Auserwählten zu finden. Manch ein Verehrer ist um seine Karriere besorgt, ein anderer will seinen Verwandten einen Gefallen tun, den ihre Stammesgenossen nicht besonders mögen. Und so kommen die Gespenster der Vergangenheit in das Schicksal der Heldin zurück, um ihr gegenwärtiges Glück zu zerstören. In einer der dramatischsten Episoden tröstet die Mutter ihre Tochter mit den uns bereits bekannten Worten: *„Das Leben ist wie Dickmilch. Es enthält mehr Saures als Süßes. Aber auch Dickmilch trinkt man gern, und sie ist dazu noch nützlich. Auch Fehlschläge sind nützlich: Sie stählen den Willen. Also verzweifle nicht.“* Diese Worte veranschaulichen die geistige Beschaffenheit der Russlanddeutschen, die schon immer geduldig, gutherzig und fleißig waren. Eben in diesen Eigenschaften liegt auch das Geheimnis der Lebenstüchtigkeit dieser Volksgruppe.

Die deportierten Russlanddeutschen waren eng verbunden mit vielen zwangsverschickten Pechvögeln, so dass sie sich mit verschiedenen sprachlichen Eigenarten auseinandersetzen mussten. Zuweilen kam es zu einem wahren Sprachengewirr, dem man sich aufgeschlossen zu stellen hatte.

Gut durchdacht ist die Komposition des Buches. Das geradezu unermessliche biografische Material ist gelungen in Kapitel unterteilt, die mit darstellerischen Details bereichert sind und dem Leser bis zum Ende in Spannung halten. Das Buch enthält eine Menge unterhaltsamer Geschichten, die aus dem Alltag gegriffen sind und unheimlich wahrhaftig wirken.

Wenn man diese umfangreiche Arbeit liest, will man gar nicht glauben, dass es ein Erstlingsbuch ist. Der Roman ist autobiographisch, aber das darin beschriebene Leben und die Charaktere sind derart typisch, dass sich viele der noch lebenden Zeitgenossen in den Helden wiedererkennen werden. Das Buch möchte man immer wieder von Neuem lesen.

Nadeshda Runde

Von der Autorin

Ernsthaft zu schreiben begann ich erst in einem Alter, in dem viele Leute schon den Weg allen Fleisches gegangen sind, und ich hatte schon Angst, dass ich mein Ziel gar nicht mehr schaffe. Das Manuskript schwoll allmählich an, und darin zeichnete sich die kurze Geschichte meiner Eltern ab, deren Mut allein im bloßen Überleben bestand. Auch die Kinder überlebten, aber sie haben das damals nicht verstanden, weil sie eben kein anderes Leben kannten.

Das Leben hatte sich zwar langsam, aber eben trotzdem geändert. Junge Sprosse wuchsen heran und gewannen an Stimmen. Diese junge Generation versuchte aus dieser Misere irgendwie nach oben zu klettern – materiell, geistig sowie in den Dingen der Liebe.

Um über diese „Kletterei“ eine Beichte abzulegen, so meine Einschätzung, sei es am einfachsten, wenn ich als wirksamstes Mittel das eigene Leben offenbaren würde. Also musste ich mich „entblößen“...

Ich fühle dennoch Schuld vor den Eltern und anderen Angehörigen, dass die Darstellung nur lückenhaft geraten ist. Ich wollte die Tatsachen ehrlich, zugänglich und möglichst interessant gestalten. Ob mir dieser Spagat gelang, darüber entscheiden die Leser. In dieser Geschichte ist jedenfalls nichts erfunden, aber sie ist trotzdem kein bloßer Tatsachenbericht.

Barackenstadtteil

Das Jahr 1962. Die Zügel des politischen Drucks wurden etwas gelockert, die Repressalien und Beschattungen traten weitgehend zurück. Das Damoklesschwert, das bisher das Schicksal der Menschen bedrohte, verschwand und man begann zu reden. Das waren vor allen Gespräche unter Verwandten und guten Bekannten, auf die man sich verlassen konnte, aber weit weg von den Kinderohren: Die Unbefangenheit der Halbwüchsigen trug immer noch die Gefahr einer Zuträgerei in sich, was zu schlimmen Folgen hätte führen können.

Anstatt der Macht einer despotischen und starken Persönlichkeit schlug nun der Hammer der Kommunistischen Partei zu, die zu dieser Zeit an Kraft und Autorität gewann. Aber die Autorität einer starken Persönlichkeit hatte immerhin noch ein Gesicht und man konnte mit ihrer Gnade rechnen – die Autorität der Partei hatte kein Gesicht. Ihr Urteil fürchtete man wie das Urteil der unsichtbaren höheren Gottheit. Gegen ihre dominierende Macht zu kämpfen, bedeutete soviel wie gegen die Gewalt eines Erdbebens oder der Sintflut anrennen zu wollen.

Durch die Gewerkschaft, die die ganze erwachsene Bevölkerung ausmachte, drang die Propaganda der Parteiideologie sogar zu denjenigen, die von der Politik weit entfernt waren. Alles entschied die Losung: „Gewerkschaft und Partei sind einheitlich!“, so dass die Gewerkschaftsversammlungen mit der Zeit zu Partei- und Gewerkschaftsversammlungen wurden. Das Zugesein war obligatorisch, obwohl die Probleme der Gewerkschaftsmitglieder in der Regel nebensächlich und die Parteiaufgaben erstrangig waren.

In diese Zeit fiel der Anfang meines Stadtlebens. Wie auch im Dorf begann es in irgendeiner Ecke – bei Isolde und Boris. Das Werk hatte ihnen zu jener Zeit ein kleines Zimmerchen im Kellergeschoss einer Baracke zugewiesen, wo die Leute, um in ihr Loch hineinzukommen, sich erst durch einen allgemeinen Maulwurfskorridor zwängen mussten. Dieser Stadtteil war in der Kriegszeit in der Nähe eines Militärwerks entstanden. Die Lebensverhältnisse muss man als miserabel bezeichnen, aber man war geduldig und hoffte, dass es nicht lange dauern wird, obwohl sich die Hoffnung auf eine Besserung auf ein ganzes Vierteljahrhundert erstreckte.

Der mühselige Alltag wurde noch durch das blutsaugende Ungeziefer – die Wanzen – verschlimmert, die von allen Seiten hervorkrochen: aus den

Ritzen des zerbröckelnden Stucks, den Holzdielen und sogar aus dem Rahmen des einzigen Fensters. Im Sommer versuchte man das kriechende Zeug mit Giftmitteln auszurotten und hielt sich den Tag über draußen auf. Vor dem Schlafengehen wurde alles abgewaschen und die Räume gelüftet. Im Winter aber vermehrten sich die Blutsauger wieder und im Frühjahr begann deren Vernichtung von Neuem.

Bis zum August 1963 hatte meine Zwillingsschwester schon zwei kleine Dickerchen zur Welt gebracht. In ihrer Familie lebten noch Boris' Mutter und deren jüngerer Bruder, der die landwirtschaftliche Hochschule beendet hatte. Auf zwölf Quadratmetern waren sechs Personen untergebracht. Unter dem Fenster, das fast so lang wie die Wand war, stand ein kleiner Tisch, an der Tür ein alter Hocker mit einem Eimer voll Trinkwasser. An der einen Wand stand das ziemlich schmale Bett des jungen Ehepaars, an der gegenüberliegenden das Bett der Mutter. Dazwischen schlief Boris' Bruder. Als Schlaflager für den Erstling Igor diente der Kinderwagen und der kleine Konstantin schlief in einem Waschtrog, der auf zwei Hockern stand oder an den abgekühlten Ofen gestellt wurde.

Das Fenster befand sich in gleicher Höhe mit dem Fußboden. Im Winter wurde es dem Schnee und im Sommer dem Wasser ausgesetzt. Damit das Wasser nicht ins Zimmer drang, grub man draußen Abflurrillen. Während des Schneesturms wurde der Schnee regelmäßig weggeschaufelt, um nicht auch tagsüber im Dunklen zu sitzen.

Meine Schwester war zu jener Zeit bereits Sekretärin beim Gericht, und Boris arbeitete nach dem Abschluss der Polytechnischen Hochschule in einem Betrieb als Ingenieur, beteiligte sich an der Laienkunst und spielte bei einer Fußballmannschaft seines Betriebes mit. Es waren eben die jungen Jahre, eine sorglose und elende Zeit, aber die geistigen Interessen nahmen den Vorrang ein, und darüber hinaus schien das Leben unendlich zu sein.

Tante Anja

Wenn ich zur Prüfungsperiode erschien, übernachtete ich gewöhnlich bei Tante Anja, einer alleinstehenden fünfzigjährigen schönen Frau, die hoch von Wuchs und vollschlank war. Sie wohnte in Isoldes Nachbarschaft in einem gleichen Barackenzimmerchen. Aber in ihrer sauberen gemütlichen Klausur fühlte ich mich immer leichter und freier, und es gab hier auch weniger Ungeziefer. Diese Klausur wurde zum Sprungbrett meines Stadtlebens. Tante Anja kümmerte sich um uns und unterstützte uns, wie sie nur konnte. Isoldes Kinder behandelte sie wie Enkel und war glücklich, wenn sie mit ihnen zusammen sein konnte. Boris' Mutter wurde sogar eifersüchtig und spottete über ihre Anhänglichkeit.

Noch in der Vorkriegszeit verschwand an der Wolga Tante Anjas Mann, und keiner wusste wohin. In ihr brach eine Welt zusammen. Das Leben hatte keinen Sinn mehr, sie wollte sterben. Sie wurde von einer seelischen Depression geplagt und vernachlässigte ihre dreijährige Tochter. Erst als sich das Mädchen erkältete und schwer erkrankte, kam sie zu sich. Aber es war schon zu spät. Die Kleine konnte nicht mehr gerettet werden. Nach dem Erlass über die Aussiedlung war es der von Gram geplagten Frau ganz egal, wohin und wozu man sie bringen würde. Gleichgültig nahm sie auch den Bestimmungsort – das kleine Dörfchen in der Altairegion – auf. Die junge Frau tat wie ein Roboter alles, was man von ihr verlangte. Sie jätete, schoberte, arbeitete auf der Tenne. Und als man sie dann in einen Rüstungsbetrieb brachte, regte sie sich auch nicht auf – „ist doch egal, wohin“! So nahm sie auch das unerwartete Zusammentreffen mit ihrer eigenen Schwester gleichgültig wahr.

Nun waren schon zweiundzwanzig lange Jahre vergangen. Das einsame Leben von Tante Anja kam langsam wieder in geregelte Bahnen und plötzlich – ein Brief! Sie hatte ein solches Ereignis gar nicht erwartet. Außer ihrer Schwester hatte sie keine Verwandten mehr. Gespannt brach sie im Korridor den Umschlag auf und rätselte qualvoll herum. Eine bekannte Handschrift... Ihr Blick glitt über den Brief. Sie wurde blass und brach vor den Augen der verwunderten und nichts ahnenden Nachbarn zusammen.

Die Nachbarn halfen ihr sich aufzurappeln, versuchten sie zum Sprechen zu bringen, brachten sie ins Zimmer. Sie konnten es kaum abwarten zu erfahren, welche Neuigkeit sie so niedergeschmettert hatte. Es war Sonnabend, am Sonntag hätte man sich ruhig ausschlafen können. Aber

„Sie werden sich schon bekanntmachen“, dachte ich und ging die Stufen hinunter.

„Wie ungerecht ist doch das Leben“, sagte ich, aus den Erinnerungen aufgetaucht. „So schön war sie, so gutmütig . . .“

„Die Mädchen haben sie zwei, dreimal besucht. Sie hatte immer nach dir gefragt . . . Sie waren sogar beleidigt: ‚Sie fragt immer nach ihr, und sie hat ihr nicht einen einzigen Brief geschrieben!‘

„Wonach hat sie gefragt?“

„Wo du bist? Wie du dich eingerichtet hast? Sie überzeugte uns, du wärst gut.“

Wegen meiner Gefühllosigkeit musste ich weinen. Ich hatte keine Möglichkeit gefunden, mich mit ihr zu treffen, aber an mich hat sie sich erinnert.

„Mal Arbeit, mal Studium – ich hab keinen gesehen“, rechtfertigte ich mich unter Tränen. „Jetzt auch noch das Kind, der Mann. Wieder keine Zeit.“

Valentin half den Eltern – er begoss die Pflanzen, jätete im Garten, stellte eine neue Toilette auf. Mutter war entzückt: „Er fühlt sich hier wie ein vollberechtigtes Mitglied unserer großen Familie! Ich liebe ihn schon wie meinen eigenen Sohn!“

Eine unverständliche Empörung

Während ich im Schwangerschaftsurlaub war, wurde anstelle von Iwan Petrowitsch ein neuer Schulleiter eingesetzt. Aber schon am Ende des Schuljahres wurde auch er entlassen. Den Häftlingen war verboten starken Tee und Alkohol zu trinken, aber er brachte Tee und Wodka in rauen Mengen und verkaufte das in der Zone. Offenbar wollte er sich hier schnell bereichern . . .

Der neue Schulleiter, ein hübscher fünfzigjähriger Mann, stellte zwei junge Lehrerinnen ein und hatte mit einer von ihnen ein Verhältnis. Die Liebesübungen im Dienstzimmer blieben kein Geheimnis und wurden bald den Schülern bekannt, die vor der Tür die unmissverständlichen, schmach tenden Töne genossen.

Die Gerüchte gelangten in die Rayonabteilung Volksbildung, und der Schulleiter entschied das Schicksal der Geschwängerten, indem er sie mit einem zu entlassenden Schüler verkuppelte, der sofort einwilligte, als er von einer Belohnung hörte. Die Lehrerin wurde, wie auch zu erwarten war, „wegen Verbindung mit einem Verurteilten“ geschasst, aber der Ruf des

Schulleiters, eines „anständigen Kommunisten und guten Familienvaters“, war gerettet. Einige Monate später wurde in der Familie der Lehrerin und des entlassenen Verurteilten ein Sohn geboren, der bald zur Kopie des wirklichen Vaters wurde. Der Verurteilte verschwand bald und überließ alle Sorgen der alleinstehenden Frau.

Die Geschichte wühlte nicht nur den ganzen Lehrkörper und die Zone auf, sondern wurde auch in der ganzen Siedlung bekannt. Seinen Standpunkt zu dieser Geschichte hatte Valentin nie zum Ausdruck gebracht; ich selbst dachte mit blutendem Herzen, dass er auf der Seite des Schulleiters stand, weil er doch selbst Dreck am Stecken hatte.

Zwischen den Schichten verschwand er irgendwohin. Und eines Tages erschien er spätabends und verkündete, er werde das Studium aufgeben.

„Wa-as?“, wunderte ich mich. „Noch ein klein bisschen und du wirst diplomierter Lehrer sein!“

„Arbeiten kann man auch ohne Diplom.“ – „Heute ja, aber morgen?“

„In dieser Schule wird man immer männliche Lehrer brauchen.“

„Wer weiß... Und mit Hochschulbildung wird auch dein Gehalt höher sein!“

„Es reicht auch so.“

„Weil auch ich arbeite. Wenn ich aber nicht arbeiten werde? Und du siehst doch, wie ich immer spare. Ich nähe sogar die gebrachten Sachen für Juri um.“

„Wieso wirst du einmal nicht arbeiten?“

„Was weiß ich... Und zu einem Lehrer mit Hochschulbildung wird man sich auch ganz anders verhalten.“

„Das ist es eben – für dich ist die Ausbildung des Mannes das Wichtigste!“ Ich war sprachlos.

„Solch ein Schwachsinn!“, hauchte ich hervor. „Was faselst du da? Weswegen beschuldigst du mich? Ja, ich will einen Mann mit Hochschulbildung, der mir gleich steht! Was ist da Schlimmes dabei? Juri wird groß werden und fragen, warum Mama Hochschulbildung und Papa nur Mittel­schulbildung hat. Was sagen wir ihm dann?“

„Papa hat Mama zum Trotz die Hochschule verlassen? So etwa?“

„Lass das, ereifre dich nicht.“

„Nein, wie kommst du aber zu dem Gedanken, dass für mich ‚ein Mann mit Hochschulbildung‘ das Wichtigste sei?“

„Ich bin müde – ich hab’s satt...“

„Und ich war nicht müde? Hab’ keine Freunde, keine Verwandten besucht. Nur Studium und Arbeit. Vielleicht habe ich deswegen so lange kein persönliches Leben geführt, weil ich nirgends gewesen bin! Sogar im Kino war ich selten!“

„Beruhige dich doch mal – ich gebe das Studium nicht auf, gebe es nicht auf!“

„Pass auf, Valentin, du studierst nicht für mich. Hast du etwas nicht bestanden, versuch es noch einmal. Und denke gar nicht daran alles aufzugeben. Du bist doch schon fast am Ziel. Es sind doch nur die Staatsexamina geblieben. Das wäre doch purer Leichtsinn!“

„Du sprichst so, dass ich mich schämen muss . . .“

„Wie viel Prüfungen hast du noch abzulegen?“

„Drei Prüfungen und ein Testat, ein sehr wichtiges“

„Und das war’s?“ – „Ja.“

„Na, siehst du, das ist doch eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was du schon bestanden hast!“

„Hast mich überzeugt, auf dieses Thema kommen wir nicht mehr zurück.“ Und er umarmte mich.

Nach dem Schwangerschaftsurlaub

Zu Beginn des neuen Schuljahres bekam ich die Stelle eines Lehrers für Russische Sprache und Literatur. Nun tauchte eine Frage auf: Wohin mit dem viermonatigen Juri? Für Valentin schien die Frage leicht lösbar zu sein.

„Wir werden sie bitten, den Stundenplan so aufzusetzen, dass einer immer Zuhause ist: Hast du Stunden, bin ich Zuhause – und umgekehrt.“

„Darauf wird keiner eingehen. Unsere Stunden werden sich überlappen. Und auch den Beratungen darfst du nicht fernbleiben . . .“

„Na klar“, unterstützte mich Viktoria Ignatjewna, „ihr braucht eine Kinderfrau. Hier in der Nähe wohnen die Lapins, sie haben sechs Kinder. Die Hausfrau arbeitet nicht, für einen kleinen Lohn könnte sie auch euren Juri in ihre Kolchose aufnehmen.“

Und wir gingen zu den Lapins. Die Hausfrau geriet in Verwirrung.

„Das jeht doch nich, wir haben so viele Kinder“, sagte sie und starrte den goldlockigen und bleichgesichtigen Juri an. „Das sieht allzu verzärtelt aus, ihr Kindlein, die könnten es vielleicht verderben? Und ich kann das ooch nich tun – hab im Haushalt jenug zu tun. Vielleicht kann man ihn Rimma, unserer Ältesten, anvertrauen?“

„Wo ist denn Ihre Rimma?“ – „Da is sie ja“, wies sie auf ein kleines, mageres Mädchen, das schweigend und bescheiden auf einem Schemel saß.

„Die da-a“, sagte ich enttäuscht. „Einem siebenjährigen Mädchen anvertrauen?“

„Die sieht nur aus wie ein Kind, ist aber schon vierzehn! Das Mädchen ist sehr ernst und verantwortungsvoll. Mit ihr sind alle Späteren aufgewachsen.“

Mit Bedenken schaute ich auf das kleine „Kindermädchen“. Die Hausfrau erkannte mein Misstrauen und lachte.

„Zweifeln Sie doch nicht. Ich verstehe, sie ist noch 'n Kind. Aber auf Rimma kann man sich verlassen. Die wird zu Ihnen nach Hause kommen. Sind Sie für zwanzig Rubel im Monat einverstanden? Sie wird rechtzeitig die Windeln wechseln, ihn waschen und schlafen lassen.“

Am ersten September hörte ich Rimma meine kurzen Anweisungen an und wir gingen zur Arbeit, Juri dem „Kindermädchen“ überlassend.

Die Schule versetzte alle in Staunen. Neue kaffeebraune Möbel..., zartblaue Fenster und Holztäfelungen..., hellbrauner Fußboden..., Durchgangszimmer gab es keine mehr. Alles sah sehr schön aus. Nichts war davon übriggeblieben, was einen früher so bedrückte. An der Hinterseite hatte man noch zwei Klassen und eine warme Toilette angebaut.

„Wunderbar“, geriet ich in Entzückung. „In solch einer Schule zu lernen und zu unterrichten, ist doch ein Vergnügen!“

Das Kindermädchen freute uns. Wenn wir zwischen den Schichten nach Hause kamen, schlief Juri oder spielte auf dem Sofa. Der Goldlockige reagierte lustig auf unser Kommen. In den drei Stunden der Mittagspause räumte ich auf, bereitete das Abendessen zu, prüfte die Hefte und ging weg. Nach Hause kam ich erst um zweiundzwanzig Uhr. Zu dieser Zeit schlief Juri in der Regel schon.

Wenn wir zur Schule kamen, hörten wir aus dem Gebäude, das als Koloniefängnis galt, oft Rufe: „Grüß dich, Tonetschka!“ „Ich liebe dich!“ Oder sie sangen einfach meinen Namen. Ich schielte schuld bewusst auf meinen Mann, der mit verschlossener Miene an meiner Seite lief und zuckte zusammen. Einmal konnte ich es aber nicht aushalten und sagte:

„Was kann ich dafür...“ – „Ich sag ja auch nichts.“

„Das ist gut. Er ist nicht eifersüchtig“, stellte ich für mich und mit Genugtuung fest.

Aus dem Leben der Häftlinge

Im kriminellen Durcheinander von Kujeta gab es nicht nur bösartige Gewohnheitsverbrecher und ‚Diebe im Gesetz‘, sondern auch Leute, die vom Schicksal geschlagen und in den Strudel des erbarmungslosen politischen Molochs geraten waren.

Es gab auch ‚Typen‘, deren ‚Tätigkeit‘ in den Rahmen der sowjetischen Gesetze nicht hineinpassten. Die vorhandene Ordnung war für sie eine Schlinge, die ihre wirtschaftlichen Ideen einengte und einen latenten Protest ihrer eigenartigen Natur hervorrief. Im Unterschied zu den ‚Dieben im Gesetz‘, die man des Öfteren sogar in der Zone nicht zur Arbeit zwingen konnte, genossen diese Typen die Sympathie des Dienstpersonals und vieler Verurteilten, denn sie arbeiteten ja auch gern und gewissenhaft.

Ich war darauf gespannt, wie lange diese Kolonie schon existierte. Die anmutige Irina Alexandrowna, die in der Schule seit deren Gründung tätig war, konnte es auch nicht genau sagen, obwohl sie noch die Zeit erlebt hatte, als hier zusammen mit den Männern auch Frauen untergebracht waren: „Sogar Kinder wurden geboren. Gekleidet waren alle, wie sie es konnten. Nach einigen Jahren wurden die Frauen weggeschickt und die Männer in eine Arrestantenkluft gesteckt.“

„Irina Alexandrowna, stimmt das, dass es in der Strafkolonie auch einen Biologielehrer gibt?“

„Ja, das stimmt, ich kenne ihn sogar.“

„Wofür ist er denn verurteilt worden?“

„Für Schändung von Minderjährigen, heißt es, aber er leugnet es ab.“

Eines Tages, als nach dem Unterricht in der ersten Schicht die Lehrer alle noch zusammen waren, kam ein kränklicher Mann mit einem klugen Gesicht ins Lehrerzimmer. In den Händen hielt er zwei Holzkästen mit Schwarzerde. Er wandte sich an die Pädagogische Direktorin, eine junge Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, und fragte sie: „Darf ich sie auf den Fensterbrettern stehenlassen?“

Reisevorbereitungen

Die Genehmigung ließ nicht allzu lange auf sich warten. Und so verkaufte ich schnellstmöglich meinen Hausrat, den ich eigentlich schon hätte hinausschmeißen können – nur war es darum zu schade. Man hatte ihn sein Leben lang erworben. Larissa und Juri schwankten zunächst, dann sprachen sie mit bekannten Musikern, die zu jener Zeit bereits in Deutschland lebten und entschlossen sich auch zur Ausreise. Larissa tat die kranke Mutter leid, die sich von der Tochter und der lieben Enkelin Olja nicht trennen wollte. Isolde hieß die Ausreise gut: „Ihr werdet nichts verlieren“, Mutter und Vater jedoch rieten davon ab.

Als Waldemar davon erfuhr, kümmerte er sich um die Auslandspässe für die Eltern. Danach fuhren wir zu ihnen, um sie zur Ausreise zu überreden.

Die zweiundneunzigjährige Mama saß auf dem Bett. Sie war noch bei vollem Bewusstsein, aber sie hörte schlecht und konnte sich nur mit Mühe bewegen, und wegen einer Alterskrankheit zuckten ihr der Kopf und der linke Arm. „Sie wird nicht gehen können, sie muss getragen werden, aber wer soll das tun?“, dachte ich, als ich sie ansah. „Warum sollen wir sie zwingen?“ Papa, Isolde und Waldemar saßen auf Stühlen ums Bett herum, ich setzte mich auf die Bettkante.

„Tonja“, fing Mama in weinerlichem Ton an, „du reist jetzt aus und wir? Was sollen wir tun?“

„Ich denke, Mama, auch ihr müsst mitkommen. Schlimmer kann's nicht werden“, sagte ich und tätschelte ihre zuckende Hand.

Da ich verstanden hatte, dass keiner bereit war, sie zu begleiten, taten mir die Eltern leid. „Da haben sie sich beraten, bereiten aber die Abreise gar nicht vor. Ich habe mich um Katja zu kümmern, arbeite in der Schule und muss am Wochenende noch zum Markt. Können die denn so was nicht verstehen?“, warf ich in Gedanken Waldemar und Isolde vor.

„Ich habe Angst... Wir haben doch noch nichts verkauft, schade, wenn wir alles zurücklassen müssten“, jammerte Mama weiter mit gleicher Stimme.

„Was ist denn da zurückzulassen?“, regte sich Waldemar auf. „Was denn? Dieser alte Trödelkram? Der wird ja doch mal rausgeschmissen!“

„Man muss ausreisen, Mama. Auch Artur kommt mit“, warf Isolde ein.

„Auch Slawa“, fügte Waldemar hinzu.

„Slawa – das ist gut“, pflichtete sie bei. „Aber Artur... Der will doch nicht. Wo ist er denn jetzt? Der ist doch wochenlang, ja monatelang weg.“

„Ich befürchte, dass man mich auf meine alten Tage noch verhaften wird“, begann Vater wieder die alte Leier.

„Keiner wird dich dort verhaften“, lachte Waldemar, „lass doch mal diese Dummheiten!“

„Wieso Dummheiten? Ich habe allerlei gesehen. Sie werden fragen: ‚Hast du gegen uns gekämpft? – ‚Hab ich.‘ – ‚Hast du eine Rente als Kriegsveteran bekommen?‘ – ‚Hab ich.‘ – ‚Warum bist du dann gekommen? Ging es dir schlecht? Hast doch nicht gehungert?‘ Wenn ich jetzt weder Wohnung noch Rente bekomme – wovon sollen wir dann leben?“

„Ganz umsonst jagst du uns Angst ein. Es wird nicht schlechter werden. Und eine Wohnung und auch Rente wirst du bekommen“, beruhigte ich ihn.

„Denkst du?“, fragte er hoffnungsvoll und beugte sich zu mir herunter.

„Ich bin überzeugt. Aber ihr seid ja noch gar nicht vorbereitet.“

„Was haben die denn da vorzubereiten?“, sagte Isolde. „Dauert es denn lange, zwei Taschen zu füllen?“

„Aber du müsstest es doch verstehen, dass sie das alles ihr Leben lang erworben haben, und natürlich ist es ihnen darum schade, also muss man helfen, wenigstens einen Teil davon ‚nützlich‘ zu machen!“

„Tonja kann doch nicht auch noch unsere Sachen verkaufen“, verstand die Mutter.

„Aber was ist denn da zu verkaufen? Dein eisernes Bett, der Kleiderschrank, das Sofa? Wer wird so was kaufen? Schenk es jemandem – der wird dich in guter Erinnerung behalten!“, ereiferte sich Waldemar.

„Sieh mal einer an – ‚verschenken‘! Solches Hab und Gut! Kostenlos wird man das schnell los, aber man möchte doch selbst was davon haben.“

„Oh, mein Gott im Himmel! Du mit deinem ‚Hab und Gut‘!“

Vater schaltete das Licht ein und fragte, ob jemand essen wolle. Da ich hungrig war, bat ich ihn, Tee aufzusetzen.

„Wenn dieses Deutschland nicht wäre, hätten wir so weiter gelebt wie früher! Und hätten an keine Ausreise gedacht. Jetzt aber möchte man ausreisen, aber lieber auch hier bleiben“, brummte er, in der Wohnung hin und herschlurfend.

„Waldemar, wie wollen wir denn Mama transportieren? Sie muss doch getragen werden! Wer von uns könnte das schaffen?“, fragte ich ohne Umschweife.

„Juri und Vater“, antwortete er sofort.

„Vater ist auch ein alter Mann, er braucht schon selbst Hilfe. Und Juri . . . Ich weiß nicht, er hat es im Kreuz.“

„Aber wir können doch nicht Slawa schicken!“

„Davon rede ich auch nicht.“

„Außer Vater und Juri gibt's niemanden“, beschloss er.

„Ihr hättet doch zusammenlegen und einen Lastträger anheuern können. Dann wäre der Stressfaktor geringer. Vielleicht wollt ihr euch wegen eurer Dienststellung absondern?“, griff ich mit Bitternis Waldemar und Isolde an. „Ich kann eins nicht verstehen – wenn ihr auf die Ausreise eingestellt seid, warum bereitet ihr sie nicht vor?“, sah ich Waldemar vorwurfsvoll an.

„Wozu haben wir dich eingeladen?“, polterte er los. „Um uns die Leviten lesen zu lassen? Wir haben dich hierher gebracht, damit du hilfst, sie zur Ausreise zu bewegen!“

„Ich wiederhole noch einmal, dort wird es ihnen nicht schlechter gehen, sie werden satt und gekleidet sein, aber jemand muss die Ausreise vorbereiten. Ich kann das nicht allein!“

„Das ist nicht deine Sorge, was die Ausreise betrifft!“, fuhr Waldemar im gleichen Ton fort. „Die sind wetterwendisch. Einmal wollen sie, dann wollen wieder nicht. Sag es uns mal offen, willst du sie zu dir nehmen oder nicht?“

„Nein!“, erwiderte ich im selben Ton: Er konnte doch die Ursache der Schwankungen der Alten gar nicht verstehen, und mir hatte er überhaupt nicht zugehört.

Wieso sollten sie das Erworbene von heute auf morgen preisgeben, wo doch überhaupt noch keine Veränderungen bevorstanden? Das erinnerte an die Deportation in den vierziger Jahren. Ihre Wohnung und alles, was sie fasste, war für sie eine Festung, die sie schützte und in eine andere Welt nicht hinausließ. Man hätte sie ganz vorsichtig vorbereiten sollen, damit wäre die Situation wesentlich entschärft worden. Den alten und kranken Eltern stand bevor, alle Verwandtschaftsbande mit den Kindern und Enkeln zu brechen . . . Die Eltern verstanden das gut. Wer es aber nicht verstanden hatte, waren Waldemar und Isolde.

„Ich ziehe in die Ungewissheit – und nicht allein. Warum begreift ihr das nicht? Ich habe fünf Personen bei mir, die kein Wort Deutsch sprechen. Die Kinder sind stumm, die Alten kraftlos. Ich halte das nicht aus! Vielleicht breche ich selbst zusammen!“

„Alles klar. So hättest du auch gleich sagen sollen, dass du sie nicht nimmst“, sagte Waldemar.

„Ja“, erhob sich Vater, „uns braucht schon keiner irgendwo mehr.“

„Papa, wir werden uns so verabreden, dass wie erstmal als ‚Kundschafter‘ ausreisen. Und wenn wir uns dort eingerichtet haben, komme ich nach einem Jahr und hole euch ab.“

„Damit bin ich, Leo, auch einverstanden“, stimmte Mama zu, „da haben wir auch noch Zeit für die Vorbereitungen.“

Und nun hatten wir schon alles hinter uns. Am 6. Juni 2003 begann für uns ein völlig anderes Leben. Am Flughafen verabschiedeten uns viele Verwandte, darunter auch Valentin und seine Tochter Julia aus der zweiten Ehe und Sergej, Katjas Vater.

Die schmucke Maschine, in der ich, meine Kinder und zwei Enkelkinder saßen, bohrte sich in den Himmel und zerriss die leichten Quellwolken.

Unterschiedlichste Gedanken schwirren mit durch den Kopf... Nein, nein, nicht der Ortswechsel gibt den Anstoß zur Ausreise, und auch nicht die Liebe zur historischen Heimat – man kann das nicht lieben, was man nicht ins Herz geschlossen hat. Die Worte über „Liebe“ sind reine Scheinheiligkeit und Spekulation. Den Anstoß dazu gibt etwas ganz anderes – die Hoffnung auf etwas Besseres ist ein natürlicher Wunsch aller Lebenden. Das ist eine normale Erscheinung, und das darf man nicht verurteilen.

Vor langer langer Zeit entschloss sich auch mein Ur-Ur-Ur-Ahn, Kaspar Schneider, eine weite Reise zu unternehmen. Nach zweihundertvierzig Jahren wiederhole ich dessen Schicksal, nur in umgekehrte Richtung. Aber Kaspar Schneider starb unterwegs, nach Russland gelangte nur seine Familie: die Frau, der Sohn und die Tochter. Meine Ausreise ist viel zivilisierter – nicht so lang und ermüdend. Aber ich reise aus, wie auch er, von bestimmten Hoffnungen getragen.

In Russland sind meine altersschwachen Eltern zurückgeblieben, die in den schwierigsten Verhältnissen sieben Kinder großgezogen hatten. Zurückgeblieben ist meine Zwillingschwester Isolde, in der Kindheit Solde genannt. Das drückt mir das Herz ab.

Ich dachte darüber nach, wie beleidigend doch das Wort „Deutscher“ war, das dem Begriff „Faschist“ gleichgestellt wurde. Aber ich wusste damals noch nicht, was mich in Deutschland in dieser Hinsicht erwartete. Von den Deutschen wurde ich plötzlich als „Russin“, meist verächtlich, eingestuft. Das mag vielleicht auch richtig sein – wo du geboren bist, dort kannst du gebraucht werden... Wie aber sind jene Menschen einzuordnen, die zwischen zwei Ländern hängen bleiben?

Und ich dachte darüber nach, wer von den Nachkommen unserer ferneren Vorfahren gewonnen hat – diejenigen, die geblieben sind oder diejenigen, die als Spätaussiedler nach Deutschland zurückkehrten?

In den zwei Jahrhunderten des Lebens in Russland haben sich die Schneiders nach der Verwandtschaftslinie des Großvaters Peter oft in russische und ukrainische Namen transformiert. Sie tragen jetzt die Namen Isakow, Stremjakow, Krutow, Tschitschik, Kulik, Sidorenko, Udowitschenko. Aber es sind auch einige deutsche Namen geblieben: Eckhardt, Haas, Pfannenstiel, Maurer, Maier, Gunther, König.

Die Hermanns nach der Linie des Großvaters Sander haben nur den deutschen Namen Zwinger behalten. Die anderen tragen russische Namen: Jewtuchow, Chranilow, Smirnow.

Ich, die neunte Generation einer deutschen Wurzel in Russland, schließe meinen Weg in der historischen Heimat ab. Meine Kinder, die zehnte Generation, werden die Ersten sein, die einen neuen Weg einschlagen. Was aus ihnen wird, liegt noch immer im Ungewissen. Man kann für die Zukunft nur hoffen . . .

Epilog

Ein halbes Jahr nach unserer Ausreise meldete sich bei Papa Leo ein Stein in der Gallenblase, und er wurde operiert. Folgeschwer. Vor seinem Tod am 6. Oktober 2003 flüsterte er, schwer atmend, Waldemar zu: „Ausreisen müsste ich, ausreisen. Dort würde man mich retten.“ Mama überlebte ihn um ein halbes Jahr. Zwei Wochen vor ihrem Tod am 9. April 2004 hörte ich im Telefonhörer zum letzten Mal ihre Stimme. Leise, schwach und hilflos sagte sie so, als ob sie gesungen hätte: „Wir haben Pa-pa beerdigt. Haben viel durchgemacht.“ Mehr konnte sie nicht sagen.

Sechsendfünfzig glückliche und bittere, fröhliche und unendlich schwere Jahre lebten sie zusammen, immer Schwierigkeiten überwindend. Möge Gott ihnen in jenem Leben ein besseres Los zuteilen!

Noch von zwei Todesfällen wurden wir benachrichtigt. Im Oktober 2005 starb Katjas Vater, Sergej. Er wurde nur vierunddreißig Jahre alt! Er hatte Alla und seine zehnjährige Tochter zum Flughafen gebracht. Sie konnten natürlich nicht wissen, dass sie sich damals zum letzten Mal gesehen hatten. Zur gleichen Zeit starb auch Larissas Mutter – sie litt an Krebs. Unser aller Lebenswege waren verflochten, und diese Verluste wogen für uns bitter und schwer.

In den nun in Deutschland verbrachten Jahren verstand ich umso mehr den tieferen Sinn des von meinem Urgroßvater eingeführten Aphorismus’:

Das menschliche Leben ist wie Dickmilch.

Ich wünsche meinen Kindern und Nachkommen, dass die „Dickmilch“ in Deutschland nicht so sauer schmeckt wie die ‚Unsrige‘ einst in Russland!

Berlin-Spandau im Herbst 2013